DK 511
.V65 L5

CBN BRNCH
GenColl

THE LIBRARY OF CONGRESS

Pastor Friedrich Jordan

geb. den 7. Mai 1801 in Bern, Schweiz, ausgebildet in der Missionsanstalt zu Basel, Missionar im Kaukasus und Bessarabien, Pastor an der Wolga in Baltzer bis zum Jahre 1886.

Eine 56jährige, reich gesegnete Amtstätigkeit hat ihm der Herr der Kirche zuteil werden lassen. Psalm 84. 7. 8.

Das Andenken des Gerechten bleibe im Segen.

F244
14

Dorfgeschichten

Erlebtes und Erschautes aus den Colonien an der Wolga

[Emilie Jordan von Liphart]

[Chicago
1924]

IK511
.V65L5

Meinen beiden lieben Enkeln
Roland und Reginald Kufeld
zur Erinnerung
an die Heimat ihres Vaters
gewidmet
von
Emilie von Liphart, geb. Jordan

©CLA807517

Copyright, 1924
by
Emilie von Liphart
Great Bend, Kans.

OCT 27 '24

Bild der Verfasserin

Emmy v. Liphart, geb. Jordan

Was aus ihm wurde

Es war im hohen Rat beschlossen, „Johann Georg" sollte er heißen, Johannes nach dem Vater, „Georg" nach dem Vetter, der ihn aus der Taufe heben sollte. Es war dem Brandels Hannes sein Erster, und schon bei seiner Geburt hat's Ammfrauchen gesagt: „Es ist ein Apartiger. Die Finger macht er schon so krumm, wie sein Vetter beim Geldzähle, und blinzle braucht er net, wie ich 'n ins Hell gehowa hun." Ja, es war ein Apartiger, das merkte man an allem. Da kein Pastor am Orte war, mußte mit der Taufe gewartet werden, bis der Pastor des Nachbardorfes zum Gottesdienst kam. Nun trug es sich zu, daß gerade ein Fest war, und mehrere Pastoren zusammenkamen. Da der Pastor sonst immer bei Brandels einfuhr, wenn er im Dorfe amtierte, so fuhren die Pastoren auch mit. Um sich ihrem freundlichen Wirt dankbar zu zeigen, boten sich alle Pastoren als Pathen des kleinen Brandel an; der sollte „Gottlieb" getauft werden. Wegen der großen Ehre bedankte sich Johannes Brandel und seine Ehefrau Marie Katharina hocherfreut, — aber von wegen des „Gottlieb" gilts keine Beleidigung, meine Herren Pastoren, „Johann Georg" muß a noch herbei. Also wurde der „Apartige" Johann Georg Gottlieb von Pastor K . . . . getauft und von den drei Pastoren und seinem Vetter über die Taufe gehalten. Der Kleine bekam ein Gesangbuch geschenkt mit den Namen der Paten und darunter die Losung: „Vertrau auf Gott". —

„Hanjörg“ wurde der „Apartige“ doch fast immer genannt und „Gottlieb“ war, sozusagen, nur ein Sonntagsname. So rief ihn seine Mutter, wenn sie ihm die „blischerne Hos“ mit den schönen roten Hosenträgern anzog, das „Schnupptuch“ mit dem Hanopelblatt in die Hand gab und ihn in die Kirche schickte. „Hockst scheen still, Gottliebche. Wanns der Schulmeister siecht, nort kriestere.“ Ja, das Ammfrauche hatte recht. Diese Finger waren wie zum Geldzählen geschaffen, und nichts hielt der Hanjörg so fest, wie 'n „Dritter“, wenn er einen geschenkt bekam. Schon als ganz kleiner Bub' machte er sich nicht viel aus „Weihnachtsprennik“ und „Zuckergebackenes“; bekam er aber einen „Dritter“, da strahlten seine Augen. „Er hot's von seim Vatter“, sagten die Leit. „Es werd verzählt, wie der Alt' noch im Kaftan mit Knepp un Bennel rumgong, is 'm aner in 'ra Windmiehl 'n Zehnter schuldig gebliewe und sellmols worsch gerod so kalt, do sein die Spatza aus der Luft gefalla, un a Stormwetter worsch, daß mer die Hand vor de Auga net geseha hot. Do is 'r nuff in die Windmiehl und hot seinen Zehner geholt. Sellmols hot er sich ball die Ohre abgefrora.“ Nun, Johannes Brandel machte sich nichts daraus, was die Leute über ihn sprachen. Als er fand, daß es Zeit sei, stellte er seinen Knopfkasten in die Ecke und fing einen Budenhandel an. Die „Sieweter“ und „Dritter“ sammelte er fleißig, und das gab zuletzt einen Rubel. Hanjörg lernte das auch, und wenn er am Bach die vielen Steine liegen sah, rief er laut: „Ach, wenn's doch lauter Silver-Rubel wärn.“ Mit dem Lesen ging's in der Schule, aber im Schreiben, da bracht es der Hanjörg nur dahin, daß er seinen eigenen Namen schreiben konnte. Beim Rechnen aber war er immer der Erste. Er sah kein Ding an, daß er nicht wog und berechnete, wieviel Geld man wohl dafür bekommen könne. Der Handelsgeist steckte ihm im Blut. Mit den Kindern

auf der Straße verkehrte er wenig. Im Frühling etwas Ball spielen, oder im Winter den Berg mit einem kleinen Schlittchen hinunterfahren, — war auch alles.

Er war lieber in der Bude, sah dem Verkauf zu und half, wo er konnte. Nach seiner Konfirmation ging es erst recht an die Arbeit, da hatte er den Kopf stets voll Zahlen. Früher fuhr er mit dem Vater mit Waren auf verschiedene Jahrmärkte, jetzt fuhr er mit seinem Knecht dahin. Vater Brandel besorgte unterdessen daheim die Bude. Die Mutter hatte mit ihren Mägden in Haus und Hof zu arbeiten, und Abends wurde Unkraut für die Kühe aus dem Obstgarten geholt. Mit 19 Jahren sollte der Hanjörg heiraten; er hatte auch schon eine im Auge seit seiner Konfirmation: Die Hartwichs Anna. Es waren auch wohlhabende Leut' — hatten ihr schönes Haus und Hof. „Die Anne war net garschtig, hatte auch tichtig Montur". Es war eine, wie sie Bursche besingen: „Geht die Gasse ruff — nun geht die Gasse nobb, hot 'n scheckige Schall, nun 'n werflige Rock."

Dem alten Brandel war's recht. „Dem Lenert sein Philipp un dem Vetter Hanjörg sein Hinrich, die gunge uff die Freierei". Mittwoch Abend wurd's fertig und am Donnerstag war Verspruch. Auf die Trau bekam die Anna ein Schwarzatlas-Halstuch mit violetten Blumen drin und sechs Silberrubel zum Brautkleid. Der Verspruch wurde still gefeiert. „Es kost't schon so genung", meinte der alte Brandel.

Hochzeit gab's nach drei Wochen mit der ganzen Verwandtschaft, sodaß fast das ganze Dorf dabei war. Die Musikanten bliesen voraues in die Kirche: „Jesu, geh voran", dann kam die Braut im violetten Atlas, schwarzer Schürze, alles mit roten Rosen bestreut. Drei Schnüre dicke silberne „Pottern" um den Hals, einen schönen roten Rosenkranz auf dem Kopf, von welchem hinten rote und grüne Bänder

herabhingen. Ihr zur Seite gingen die Brautführer mit Bändern am Arm. Hinterher kam der Bräutigam mit einem Sträußchen und Band an der Brust. Zu beiden Seiten gingen zwei Brautschwestern in bunten Kleidern und mit großen Blumen am Kopf. Nach der Trauung ging der junge Mann voraus, seine junge Frau hinterher, und die Musik blies eine lustige Weise. Nun ging's zum Schmaus. Vorher aber wurde im Hof dem jungen Paar von allen Glück gewünscht. Schnitzsuppe und Schafbraten mit gut geschmelztem Hirsebrei warteten schon. Die 40 Petzkuchen, 25 Zuckerkuchen und 20 Riebelkuchen gingen bald ihrem Ende entgegen. Da standen die jungen Leute mit dem Brautpaar auf und gingen zu Mesers Conrad. Der hatte seine Stube ausgeräumt und zum Tanzen Platz gemacht. Die Musik spielte einen „Rundherum". Der Bräutigam legte einen Silberrubel vor die Musikanten und tanzte dafür mit seiner Braut drei Reihen herum. Wer zahlte, konnte tanzen, auch für weniger Geld, wie hoch sich eben jeder schätzte. Drei Tage lang wurde beim Brandels Johannes gesoffen und drei Tage bei Mesers Conrad getanzt. Es mußte nachgebacken werden. Am dritten Tage war es so lustig, daß die Wees Katherina mit dem rechten Bein auf den Tisch schlug, und der Vetter Conrad, was dem Vollerts Adam sein Aeltester war, warf nach der Braut mit Kartoffelbrei. Beim Kranzabtanzen hat die Braut bei zehn Rubel Zettelgeld angesteckt bekommen. Wie der Brautschuh gestohlen wurde, mußte jeder Brautführer ein „Boldinik" bezahlen. Jede Köchin hatte ihren Löffel voll „Dritter" und „die Auftrager hat mit Spaßmacherei sich värzig Kopi rausgeschnerrt". Dann wurde, wie es Sitte ist, gesungen: Braut, zieh' deinen Brautschmuck aus — Nun ist eine junge Frau im Haus. Grüner Klee, weißer Schnee, Heut' eine Jungfrau un nimmermeh. Nun war die Hochzeit aus, ein jeder bedankte sich und ging nach Haus.

Der Handel bei Brandels wurde immer größer. Was der „Apartige“ angriff, das glückte. Die Zahlen wirbelten ihm nur so im Kopf herum. Nun berechnete er, daß er die Waren nicht aus der nächsten Stadt, sondern zum großen Jahrmarkt in Nishni oder sogar Moskau einkaufen müsse. Der Vater hatte nichts dagegen; er freute sich, daß sein „Einziger“ so den richtigen Handelsgeist in sich hatte. Auch die junge Frau arbeitete und schaffte mit der Schwiegermutter um die Wette. Eines Tages machte Anna ihrem Mann den Brotsack zurecht: Weißbrot, gut gesalzene Wurst und Speck, Thee und Zucker, — ihr Gottlieb wollte nach Nishni fahren, Waren einkaufen. So fuhr er nach kurzem Abschied ab. Auf der Wolga gingen damals die kleinen Samolet, von denen man sagte, daß man, ohne sein Testament gemacht zu haben, nicht darauf fahren sollte. Gottlieb fuhr dritter Klasse, für ein paar Rubel fast zwei Wochen bis Nishni, besorgte dort seine Geschäfte, mit denen er natürlich wieder Glück hatte, aß seinen Brotsack leer, sah nicht rechts noch links und kam ebenso dritter Klasse, nur etwas schneller, weil es stromabwärts ging, zurück. Nun ging es alle Jahre nach Nishni. Die Bude mußte größer gebaut werden. In der Zeit, wo der Handel in voller Blüte war, und der alte Brandel seine helle Freude daran hatte, erkrankte er plötzlich am Typhus nud starb. Nach kurzer Zeit folgte ihm seine Frau. Nun hatten Gottlieb und Anna erst alle Hände voll zu tun. Es waren mittlerweile eine große Schar kleiner Brandels angekommen, die aber alle ohne besondere Zeremonie getauft und erzogen wurden. Die Anna, die Katherina, die Marie, der Johannes, der Friederich und der Heinrich wuchsen wie Pilze im Staub der Straße, mit schmutzigen Nasen, beim Regen mit bloßen Füßen im Wasser watend, sich gegenseitig mit Schmutz werfend und hauend — so wuschen die kleinen Brandels heran. Aber alle mit krummen Fingern

zum Geldzählen und hellen Köpfen, ganz wie der Vater. Wenn Gottlieb vom Jahrmakt kam, brachte er jedem etwas mit. Die Kinder bekamen ihr „Gostinze“: ein handgroßes Konfekt von ungenießbarem Zuckerteig, in viel Papier gewickelt, mit einem Bilde darauf, eine verdrehte Sängerin, oder einen Kerl mit mächtigem Bart darstellend. Frau Anna durfte sich allemal ein Kleid von der neuen Ware aussuchen. Nun sollte es auch mal nach Moskau gehen. Da mußte man von Nishni noch mehrere Tage auf einem russischen Postwagen fahren. Natürlich kostete das auch wieder Geld. Ums billiger zu machen, handelte der „Apartige“ mit dem Postknecht, der zwei Herren fuhr, für einen Rubel aus, hinten zwischen den Rädern sitzen zu dürfen. Und es ging — hin und auch zurück. Es wurden Waren eingekauft, mit großen Geschäften Verträge gemacht und handbreites Zuckergebackenes als „Gostinze“ gekauft.

Das Haus Brandel wuchs, wuchs mit solch' einer Schnelligkeit, daß die Leute steif und fest behaupteten: „Der hot's net mit Recht, der hot 'nen Geldmacher“. Allerlei Geschichten wurden verzählt. Unter dem Hause sollt' ein heimlicher Keller sein, wo die Geldmacher versteckt gehalten wurden; und wenn in der Nacht ein Knecht mit der Laterne in den Stall ging, guckten neugierige Augen durch Astlöcher in der Bretterwand in den Hof, ob sie nicht den verborgenen Keller sehen könnten. Lauter Unsinn!—Das Haus Brandel wuchs weiter. Es wurde gearbeitet und gespart, Tag und Nacht, nur am Sonntag war Ruhe. Alles ging zur Kirche, nur die Köchin mit dem Kleinsten blieb daheim.

Nach dem Essen, wenn die Kinder spielten, saßen Gottlieb Brandel und Frau Anna nebeneinander auf einem Bänkchen, in der besten Stube, in dem auch ihr Himmelbett stand, lasen im geschenkten Gesangbuch und sangen ihr Lieblingslied: „Blick in Gnaden auf uns nieder.“ Aber

jedes sang seine eigene Melodie dazu, da beide ohne Stimme und musikalisches Gehör waren. Dann kam eine Wees nach der andren und noch ein paar Vettern dazu. Es wurde dieses und jenes besprochen und „Kern" dazu geknuppert. Die Nächsten blieben da zu gutem Kaffee und Kuchen, die Frau Anne musterhaft zu backen verstand. Um fünf Uhr gingen alle Frauen in ihr eigenes Heim. Da fängt die Arbeit an in Küche und Stall. Die Männer setzen sich vors Tor, mancher knackt Kern weiter, bis sich sein Weib auch wieder dazu einfindet, andere zünden ihre Pfeifen an. In der Stube tat es keiner; Gottlieb Brandel raucht nicht, er knuppert nur Kerne, und er steht so im Ansehn, wie die Leute sagen, daß vor ihm keiner ungenötigt im Zimmer raucht. Frau Anne mag's auch nicht, die Männer spucken dann immer und verunreinigen ihre schönen Lauftücher, die so durch die Stube gelegt sind, daß man kaum die blanken Dielen sehen kann, und nur auf Tüchern geht. Ein Spuckkasten ist wohl im Zimmer, und der ist voll schönem, weißen Sande, da spuckt eben auch nur der Hausherr hinein, wenn er will. Er will aber nie, der Sand ist so schön glatt. —

Gegessen wird bei Brandels gut. Es werden viele Schweine geschlachtet, gesalzen und geräuchert. Wurst — hängt der halbe Boden voll. Aepfel, Arbusen, Gurken und Kraut reihen sich im großen Keller Ständer an Ständer. Vielen Kranken wird davon gegeben, und kein Armer geht, ohne etwas bekommen zu haben, von der Tür. Jetzt, wo das Geschäft gut geht und mehr Geld da ist, giebt man auch mehr und lieber. Gottlieb Brandel ist nicht bang, daß sein Geld all' wird, er meint in seinem geschenkten Gesangbuch, das er alle Sonntag zur Kirche trägt, einen besonderen Segen zu haben. Es sieht so aus.

Kränkungen hat Gottlieb schon viele erfahren, aber er hat ein dickes Fell. Er meinte, er tue immer recht. Ein

magerer Knecht, der beim Lohn zu kurz zu kommen meinte und doch keine bessere Stelle fand, schrie seinen Herrn im Zorn an: „Das Fett schwimmt oben, und wenn es von einem Hund ist.“ Brandel erwiderte ruhig: „Friß mehr, daß du auch fetter wirst und oben schwimmst.“

Die Jahre gingen; das Geschäft blühte. Die großen Kinder lernten in der nächsten Stadt. Brandel wurde jetzt von allen Seiten ehrerbietig: Vetter Gottlieb und seine Frau: „Wees Anna“ genannt. Er wurde zum Vorsteher und Obervorsteher gewählt, aber seine Geschäfte ließen so etwas nicht zu. Zu Moskau, Petersburg und anderen großen Städten hatte er mehr oder weniger Beziehungen, und eines Tages überraschte er seine Frau mit der Mitteilung, daß er in die Stadt ziehen müsse. Das Geschäft im Dorf wolle er dem Bruder seiner Frau übergeben. Die Kinder müssen in die Schule, und sie zu Fremden geben, das sei nichts, sie verlernen das Sparen, werden stolz und kommen vom Worte Gottes ab. Frau Anna war erst ganz erschrocken und meinte: Lieber Mann, wenn wir in der Stadt nun auch stolz und schlampig werden und von Gottes Wort abkommen? — „Dazu nehme ich mein Gesangbuch mit, der Segen bleibt, und wegen dem Sparen ist mir's nicht bang, das sitzt bei mir fest, und die Kinder lernen es von uns.“ — Vetter Gottlieb, in der Stadt nun „Herr Brandel“ genannt, kaufte sich ein bescheidenes Haus, zog mit Frau und Kindern ein und lebte da so weiter, als ob sie in ihrem Dorfe wären. Die Frau stand am Ofen und Waschzuber und die Mädchen, die auch die Schule besuchten, mußten fleißig helfen. Die Söhne, die im Rechnen großes leisteten, halfen in ihrer freien Zeit ihren Dienenden in der Bude handeln. Sonntags blieb's still, wie es war. Morgens in die Kirche, wer nur irgendwie abkommen konnte, Mittags gabs Kraut und Brei und Schweinefleisch. Nach dem Essen durften die größeren Kin-

der ausgehen, — die Kleinen im Hof spielen, und der Vetter Gottlieb und die Wees Anna, wie sie sich gern von ihren alten Bekannten nennen ließen, sangen ruhig: „Blick in Gnaden auf uns nieder", in verschiedenen Melodien. Das geschenkte Gesangbuch, von dem der Segen ausging, in den Händen.

„Bogdan Iwanowitsch" stellte auch in der Stadt seinen Mann; sein Geschäft breitete sich immermehr aus. Er hatte alles im Kopf und wußte genau, wenn er seinen Namen unterschrieb, was er tat. Betrügen ließ er sich nicht; seine Söhne, an denen er das Geld nicht sparte, hatten eine gute Bildung bekommen. Er ließ sie reisen, sie sollten die Welt sehen, lernen, was sich noch lernen ließ, Erfahrungen sammeln, die im Geschäft zu brauchen waren. Die Töchter hatten auch gute Schulen besucht, sich verheiratet, nahmen solche Stellungen in der Gesellschaft ein, daß ihnen niemand ansehen konnte, daß sie einst im Dorf barfuß gegangen waren, im Schmutz gewatet hatten. Frau Anna hatte auch mit dem bischen Lesen, das sie einst in der Schule gelernt hatte, genug. Schreiben konnte sie nicht einmal ihren eigenen Namen. Sie war eine kluge Frau, hielt ihr Haus in Ordnung und kümmerte sich wenig darum, was draußen in der Welt vorging. In alle Geschäfte, die ihr Mann unternahm, war sie stets eingeweiht. Ging einmal was nicht glatt ab, so sparte und arbeitete sie um so mehr, nicht, daß sie meinte, mit dem bischen Sparen mache sie im Geschäft etwas besser; denn wo es sich um Tausende handelt, macht man nichts mit zehn Rubel; aber sie meinte, wenn ihr Mann Sorgen habe, dürfe sie auch nicht müßig sein. Sie wunderte und ärgerte sich oft später über ihre Schwiegertöchter, daß sie sich um die Geschäfte ihrer Männer nicht kümmerten. Sie besuchten Konzerte nud Theater, trugen teuere Toiletten, ob die Geschäfte gut oder schlecht gingen. Die gute Frau Anna wußte eben nicht, daß, wer leicht verdient, auch leicht ausgiebt.

Ihre Schwiegertöchter hatten nie etwas erworben und waren von Klein auf an Ueberfluß gewöhnt.

So vergingen die Jahre. Bogdan Iwanowitsch war alt geworden. Das Geschäft hatte er schon seit einigen Jahren seinen Söhnen übergeben und lebte mit seiner Frau allein in seinem alten Hause. Seine Söhne wohnten in ihren eigenen, im modernen Stil gebauten und aufs feinste eingerichteten Häusern und warteten nur noch darauf, geadelt zu werden. Bogdan Iwanowitsch lebte nach seiner alten Weise, schaute täglich ins Geschäft und die Zeitung und besuchte seine Kinder und Enkel. Sonntags waren die Söhne gewöhnlich zu Kraut und Brei bei den Eltern; zum Kaffee kamen dann die Töchter und Schwiegertöchter mit den Enkeln.

Die Silberhochzeit hatten Brandels einst mit großem Pomp gefeiert; nicht nur ihre Kinder hatten ihnen mit ihren Gaben Freude bereitet, auch Angestellte von nah und fern beteiligten sich an dem Feste. Adressen, sogar Orden gab es, da Gottlieb verschiedene Ehrenämter bekleidete und als Wohltätigkeitsmitglied beteiligt war. Seine und ihre Verwandten aus dem Dorfe hatte er so nach und nach im Geschäft angestellt, und manche nahmen gute Stellen ein. Frau Anna hatte manche Nichte in ihren Haushalt genommen, welche dann gute Partien machten und gute Hausfrauen wurden. Die Jahre kamen und gingen. Es gab Freud' und Leid im Haus Brandel. Nun nahte die goldene Hochzeit. Gottlieb war mit seiner Frau noch einmal, wie er sagte, ins unvergessene Heimatsdörfchen gereist. Wenige von den alten Verwandten lebten noch, doch freuten sich die beiden Alten, auch die wenigen zu sehen, der Eltern Gräber zu besuchen, in der alten Kirche dem Gottesdienste beizuwohnen, wo sie beide einst getauft, konfirmiert und getraut worden waren. Am liebsten wären sie hier auch gestorben und

hätten sich auf dem alten Kirchhof zu ihren Lieben legen lassen. Im Hause, wo Gottlieb seine Kindheit und Jugendzeit verlebt, wo der Grund zu seinem Reichtum gelegt worden war, wo er gearbeitet und gespart, wohnte er nun auch die kurze Zeit seines Hierseins. Ein paar kurze Wochen blieb er im Dorf, dann ging es wieder zu den Kindern in die Stadt. Beiden wurde der Abschied von der lieben alten Heimat schwer. Auf der Reise erkältete sich Brandel, bekam eine gefährliche Lungenentzündung und starb.

An einem sonnigen Augustmorgen wurde Gottlieb Brandel begraben; es war Alles schön und feierlich, alle Welt erschien. Die Kränze konnten nicht alle aufs Grab gelegt werden; die ganze große Familie war in Trauerflor gehüllt. Die tiefste Trauer aber hatte Frau Anna im Herzen und nach einen halben Jahr wurde sie neben ihren Gottlieb gebettet. Kostbarer Marmor schmückt die Stätte, wo Gottlieb Brandel und Frau Anna ruhen. Das Ammfrauchen hatte recht, es wurde was aus ihm. Das Gesangbuch mit dem Segen wird in der Familie heilig gehalten.

Allerhand

Oktober ist ein schöner Monat; da schlachtet jeder, der's hat — Säu, Rinder, Gäns' und Ente; do werd's kalt un mer kanns Flaasch gut im Ambar ufhewe un hot de' ganze Winter dran. Do heeßt's im Dorf: Ich hebb gehört, ihr hett geschlacht't; ihr hätt't so gute Worscht gemacht; gebt mer doch ne kleine von ner Arschiene neine. De Kinner, die ahm in Weg sind, schickt mer ins Oberdorf bei die Wees, noch 'm Kinnerspieß, bis die dann zurückkomme, ist das Greebst vorbei, un die klaane Dinger hinnern net meh so arg. Is nu alles geschlacht't für'n Winter, un die Schinken un Seitenstücker hänge im Rauch un die Würscht auf der Stang' im Ambar, kommt mer uff annere Gedanke. Wer heirate will sucht sich eine Frau. Do gehts uff die Freierei un dodervon will ich eich an Stückelche verzähle.

„Ihr Mannsleit," sad der Juschka, lachte laut auf und speizt in die Eck', „Hett ihr den Spaß vom Kratzka'er Job schon gehört?" — Verzählts, tönt es von allen Seiten. Die Männer, die sich auf die Bank um den Ofen rumgesetzt, schlugen die Pelzecken über einander, sogen an ihren Pfeifen, rückten die Kappen auf die Seit' und spitzten die Ohren. Der Juschka war an gar spaßiger Verzähler, wanns auch nich allemal wohr war, aber lache mußt man. Wie der Juschka gemerkt hat, daß die ganz' Kameradschaft die Ohre spitzt, speizt er noch mal tüchtig in die Ecke un verzählt:

„Den Job aus Kratzka kennt er? Wie der gefreit hot, hot mer kerzlich Aner verzählt. Der Job wollt nach Norka auf die Freierei. Von ner Wees hot ers gehört, daß dort a passend Mädche wär, un do der Job ein Weibermensch ins

Haus braucht, weil sei Modder oftmals krank war un allerlei Leidenschaften hot, do hot er der Wees soge lasse, er käm bis Sonnabend. Dem Schnorr seine Hannette war Geschwisterkind mit der Wees; die steckt es der Hannette, es käm an Freier von Kratzka. Der Schnorr, der in 'mer alte Holzhaus wohnt, nen klaanen Stall un wenig Vieh hot, borgt sich von de Nachbarsleit Küh und Gäul, Bettsache, Röck un Scheerze für die Hannette in die Kiste. Es wurde geweisselt, gewasche un Kuche gebacken, un uff die Gäst geluurt. Der Job, der auch weiter nichts hot, wie ne alte Stut, hat sich zwei Braune geborgt, un für Schnapps un gute Wort zwei Freiersmänner aufgetriebe, die ihren besten einspannen sollten. Angefohrn sein se bei der Wees. Die ist hortig bei Schnorrs gehuscht, un hots angekünnigt: Bei Dunkelwerden käme se, schöne Gäul hun se un der Job hot nen funkelnagen neuen Pelz an, un „garschtig" ist er aach net. Die Wees soll sich setze, hot aber ka Zeit, sie muß ham. Die Hannette gong mit bis ans Thürche; da kramt de Wees noch viel raus un: „Gell', Hannette — an Rock schenkst mer, wanns werd'? Gut kriegste 's Mädche, die anzig Schnerch werscht de." Hannette konnt gleich net viel sa', weil se den Job noch net gesehn hot. Aber den Winter thät se gern heirate. Die Wees eilt sich ham un verzählt auh seller allerhand von der Hannette, wie fleißig, wie sparsam, wie gehorscham se wär. „Ka Maul thut se uff, kannst de sagen, was du willt über se." Beim Dunkelwerden stellten sich die Freier ein. Die Hannette hat dem Job gleich gefalle un er ihr aach. Der Job guckt in der Stub rum. Woher des Wegs, frägt der Schnorr. Da hun de Freiersmänner verzählt, daß es dem Job so gut gäng, er hot sei guat Auskomme, mehreres Vieh un an anschständige Stub un er würd werklich auch bald Bauer. Hett ebe an alte Mutter daham, die nix meh gut versehe könnt, — un es müßt an

Weibermensch ins Haus. Der Vater wär ach scho noh bei de Fienfzig un es müßt an Weibermensch zum Schaffe sein. Arbeet wär scharmant uff nen Hof. Die Mutter un die Hannette worn in der Kich an der Thier. Der Job war schstill un drehte sei Kapp in ner Häun rimm. Der Schnorr hot nach der Mutter gerufe, die Hannette soll uftran. Da kom die Hannette mit Schnapps, Kuche un Speck; se hot rote Backe un hot „unner sich gekuckt." Der Job mußt bei — Gesundheit trinke; erst der Job nochher die Freiersmänner, dann der Schnorr. Mitternacht wors worrn, bis alles fest wor und die Hannette: Ja gesagt hot. Wann's aach feste Sach' von Anfang an bei ihr war, aber a bische struwwe, stehts schee, — un die Leit brauch'n's nett zu wisse, daß das Jawort om Thierklopper hängt. Do hot der Job a Tuch aus dem Sack geholt, a scheenes schwarz Halstuch wär's geweest mit vigelette Blume un an Silberrubel. Des hot er der Hannette uff die Trei gegewe. Der annern Dag kam der Job mit de Freiersmänner nochmal un han die Gäul un die Kuh im Stall betracht't un hot Wunner gemaant, was er für an Schwiegervater kriegt. Wie sie dreimal ufgebote worrn, hun se Hochzeit gemacht. Der Job hot sich aach neu Stall voll Vieh gestellt; des hun ihm die Leit gern gebe.

Dann Warum? — Er hats ihnen jo gefieddert. Die Braut hun se mit lauter fremde Gäul geholt. Das Mehl zu den Kuche hun se uf Borg genomme; dann henn se ehr letztes Schof geschlacht't, un de Musikante un de Schnapps mußte de Gäst bezahle. Am annere Tag is der alt Vater frisch uff, hot der fremde Leit ihr Vieh ham getriebe — a Ochsenrind, a halb verrecktes war sein. Die Jungefrau wollt 's der neien Schwieger gut mache, gong naus mit aner Schüssel, weil se kaan Melkamer sehn kunnt. Wie se in'n Stall kam, stand weiter nix drin, wiea Ochsenrind un

de alt Stut. Der Job is noch alle Winter mit seiner alte Stut bettle gefohrn, un de Hannette mußt aach mit deß Johr. In Kaminka wars grad mal uff der Gaß, begegnet ihne a Schlitte mit anem Gaul un wie se hingucke, worsch der Hannette ehr Vadder ach mit Bettelsäck. Wie 's weiß sein worrn, daß se alle baad Winterbettler wären, wollten se sich eianner dodschlage un de Hannette hot sich arg geschämt. De Schulde mußte bezahlt werrn und's Schallche, wo de Hannette uff de Trei gekriegt hot, hot 'rer Nachbarsfrau gheert, die hot sich's geholt.

Die Männer wollten sich totlachen. Wo nur der Job die Russekrutsche all her hot. — — —

Im Schweiße deines Angesichts

Schulmeister Roll sah mit seiner Eheliebsten zum Fenster hinaus. Es hatte geregnet, und die Luft war wundervoll. — „Guck nur, Alter, 's Baste machen ihre Laden amal auf. Der alte Baschke wird wohl keine gute Luft vertragen können. Da ist der Heinrich Bast doch ein andrer Mann." — Ja, wunderbar ist's, zwei so verschiedene Halbbrüder; ich mein', ich erleb's noch, daß der Baschke aus seinem Häuschen heraus muß, und der Heinrich ein großes Haus für seinen Hannes auf dem Platz baut. — „Ja, wie ist's nur?" Dar Baschke schafft doch auch immer. Aber freilich nicht, was er soll." — Die Leute saßen überall vor den Thoren und schwatzten. Jedermann freute sich über den Regen, der schon lange erwartet worden war. Vor Heinrich Bast's neu angestrichenem Thor auf einer langen Bank saß die ganze Familie. Man sah es ihnen allen an, vom Herrn bis zur Magd, daß es ihnen gut ging. „Kern" wurden geknuppert; die waren noch vom letzten Herbst, selbstgebaute. Heinrich Bast hatte die „Vielgeliebte" im Mund und schlug ein Bein über das andre. Er war aus der Gemeindeversammlung gekommen, und sein Kopf war voller Gedanken. „Muß mol bei'n Vetter Fed gehn." Damit stand er auf und ging neben an zu Friedrich Bast, Vetter Fed genannt, oder heimlich bei seinem Spottnamen „Baschke", weil er in allem so lotterig war. Heinrich machte den fast immer geschlossenen Laden auf, fuhr aber erschrocken zurück. Er sah seinen Halbbruder plötzlich vor sich, wie derselbe im offenen Fenster lag, das Ohr an den Laden gedrückt. — „Gun Owend, Vetter Fed, was treibt Ihr denn do?" — „Gun Owend, weil Du's bist, mein Sohnche," sagte der Alte mit

freundlicher Miene. — „Warum wart Ihr denn net bei der Gema, Vetter Fed?“ fragte Heinrich.—„Ach, was die wolle, waaß ich schon lang, das brauch ich net noch zu hern.“ — „Ich waaß net, Vetter Fed, Ihr geht in ka' Kirch, in ka Gema, bei ka Begräbnis — wie is des?“—Der Alte machte ein schlaues Gesicht und sagte: „Des will ich dir sa', mein Sohnche. Was der Pastor waaß, waaß ich schon lang; was der Vorsteher sa' will, waaß ich aach, und der wu begrawe werdd, geht mir aach net zur Leich — was soll ich dem nachloafe? Hun's net netig.“ Heinrich gab dem Gespräch eine andre Richtung. „Mer wolle morge naus Kartoffel hacke. Ihr aach?“ — „Der Dreck druf is noch so gering.“ — „Do geht's o besser raus, Vetter Fed.“ — „A, loß! Motterche,“ sagte er zu seiner Frau, die eben ins Zimmer trat, „der Heinrich säd, du sollst morgen Kardoffel hacke.“ — „Ewa! Des sind doch dem sei' Sache net! Mer wern doch die Kartoffel net mit de Brill uf der Nas hacke solle! Der Dreck is noch zu gering druff,“ maulte die Alt. „Ihr seid awer doch bossige Leit. All im Dorf hacke morge ihre Kardoffel; nor ehr wollt net. Schickt doch die Lies un de Peter naus. Ihr Alte brauchts doch net.“ — „Meine Kinner hocke aach gern im Schatte, wammer aach net so große Stuwe henn wie ihr,“ sagte giftig die Alte. Aergerlich griff Heinrich nach seiner Pfeife, steckte sie wieder in Brand und setzte sich vor sein Tor neben seine Frau. Da die Mägde im Hofe waren, die Kinder spielten und nur die Aeltesten zugegen waren, sagte er: „Morgen, Kinner, geht's früh naus Kardoffel hacke. Der Waazekaffee werdd naus gebrocht; zum Mittagesse kommt ihr wieder rei. Geht's, Modder?“ — „'S recht. Die Mägd kenne alle mit naus mache. Ich koch alla.“ — „Modder, 's werdd euch zu hart: Koche un die Kinner,“ meinte die Aelteste, die Kathrin. „Nicht doch, hackt nur, daß ihr in der Hitz ham kennt. Und was geht, bringt vor Vieh mit.“ —

No, no. Kathrin, Liesbet und Hannes gingen ins Haus hinein, um für morgen alles fertigzumachen. Heinrich erzählte, daß er beim Baschke am Fenster war; er habe wissen wollen, ob die auch ihre Kartoffel hacken werden. „Ja, do hocks. Die mahne, mer seh den Dreck noch net druff.. Die Berwel wollt die Brill zum Hacke uffetze. Sieht dere ähnlich, die Baschkesen. Bei dene is der Dreck höcher wie uf unserem Acker.“ — Der Schulmeister sah seinen Nachbarn über die Straße allein auf der Bank sitzen und kam herüber. Der alte Mann mag den fleißigen, tüchtigen Heinrich Bast gern; es ist einer von denen, die, wenn sie wollen, es auch tun. Der Baschke mag den Schulmeister nicht, er kennt ihn zu gut, ist im Dorf ergraut und unterrichtet schon die Kinder derer in der Schule, die einst bei ihm gelernt haben. „Guten Abend, Heinrich.“ — „Guten Abend, Herr Schulmeister. Setzen Sie sich ein Weichen zu uns,“ sagte Heinrich und rückte zur Seite. Seine Frau stand auf und ging hinein. Es war nicht Mode, daß die Weiber den Männern zuhörten. Es wurde über dies und das gesprochen, und das Gespräch blieb zuletzt am Baschke hängen. „Es ist doch sonderbar,“ meinte der Schulmeister, „alle Basts im Dorf sind in die Höhe gekommen, jeder hat sein gutes Auskommen, alle bauen große Häuser, und nur der Vetter Jed bleibt wie er war; da geht's von Hand in Mund. Ich habe mir im vergangenen Herbst Stiefeln bei seinem Peter bestellt, aber ich habe sie heute noch nicht; und er soll schustern können. Bald hat er kein Oberleder, bald keine Sohlen.“ — „Ja, Herr Schulmeister, do wär viel zu sagen. Mer is o in der Freindschaft, unn's wär einem liewer, wenn's anders wär, aber ändern kann man da nichts. Die Stiefel und Schuh, die der Peter überhaupt gemacht hat, haben wir's Geld fürs Leder noch nicht. So Leit kammer nicht helfen.“ — „Wo tun sie's nur hin?“ fragte der Schulmeister, „verschlampen?“ —

„Das will ich Ihnen sagen, Herr Schulmeister. Dem Vetter Fed sein Vater war schon ein hochmütiger Mensch, und der Fed ist's noch mehr. Mit ihm gings noch, aber sie, was die Wees Berwel is, die taugt garnix. Die will auch immer ein bischen besser wohnen als schlecht essen, unn's Schaffe war dera ihr Liebstes nie nich. Sie stammt aus einer ganz schlechten Familie aus Neudorf; dort hätt die Bärwel so leicht keinen Mann bekommen. Ihr Vater war Schneider und hat arg viel über die Schee' fallen lassen. Mal hat er einer reichen Frau einen teuren Kragen auf dem Pelz, den er enger machen sollte, für einen schlechten, billigen vertauscht. Der Kragen wurde ihm um den Hals gehäugt, damit mußte er durch alle Gassen laufen. (Ein altes Strafverfahren in den Kolonien.) Die Jugend lief hinter ihm her mit faulen Eiern und Dreck. Der Fed wußte das alles nicht, es hat sie ihm einer verraten. Umsonst wird's nicht gewesen sein. Hier wollte er keine Arme nehmen vor lauter Hochmut, unn eine Reiche nahm ihn nich. Ein boßiger Kerl war der Fed immer. Der hat immer in d' Ecke ru geschnuppert und gehorcht. Die Laden hat er den ganzen Tag zu, leit awar immer mit dem Ohr derwetter. Was die Leit sagen möcht er hern." — „War er nicht 'mal Vorsteher?" fragte der Schulmeister. — „Ja, wohl; aber länger als ein Jahr konnte man ihn nicht behalten. Für die Kirch unn Schulhaus wollt er nichts tun lassen. Wer in die Kirch geht, soll sich warm anziehen, da thuts nix, wenn auch Scheiwe kaput seien. Die Reichen sollen sich ihre Schul bauen, die Armen brauch'n net nei', die wissen aach genung zum Stallmiste. Die Magaziner hat er all leer gemacht, da konnt er sich aach davon nehmen unn den Wald hätt er uns richtig weghacke lasse, da braucht er Holz zu seiner Arbeit. Da haben wir eingegeben unn er mußt ab. Ich waar aach dabei: das vergißt er mir nicht, bis er stirbt. Ja, es ist eine arg schlampige Familie. Wis-

sen Sie noch, Herr Schulmeister, wie ihm sein Hannes im Brunnen ertrunken ist? Nur weil sein Brunnen niedrig ist, und kein Deckel drauf lag, ist der Jung beim Spiel runtergestürzt und war auch gleich tot. Denken Sie nun, er macht den Brunnen zu? — Nun sind keine Kinder mehr da, die Großen, meint er, sollen aufpasse. Ja, bockig, stolz und schlampig." — „Wie geht's bei Brach's, Heinrich?" — „Gut, Herr Schulmeister, die kommen vorwärts. Waren doch auch arme Leut; aber die arbeiten unn sparen. Kommt meine Rieke im Winter hin, sitzen die Leit am Tisch unn essen zu Mittag Kardoffel un Oel. Muß meine Alte ein dummes Gesicht gemacht haben. Die alte Wees Juulle nötigt unn schmunzelt dabei: Wees Basten, Ihr meint unser Fleisch wär' all? Ich denk so: uff amol muß net alles gegessen wern; in die Ernt muß aach was bleiwa. A scheen Rind hawe m'r verkaaft, des git Landgeld." — Der alte Brach nickte seiner Frau zu: Ja, ja, mei' Alt hat recht. Sparst du was, so hast du was. — Wie meine Rieke weg will, geht die Wees Juulle mit hinaus und läßt sie ins Ambar gucken. Da war Fleisch noch echt. Ja, es giebt noch sparsame Leit, Herr Schulmeister. Es sind Familien do, die essen von Oktober bis März eine Kuh, ein Rind, bei sieben Schafen und vier Schweinen. Aber in der Ernt essen sie schlecht geschmelzte Klees. Da wird das Fleisch alles auf einmal gegessen. Die Weibsleit sin schlampig unn verstehe auch's Koche net. Da steht der Freßsack nicht weit vom Bettelsack." — „Wie geht's den Roths in der Langgasse?" — „Wie man heert, faul, Herr Schulmeister. Ich kann mich noch gut besinnen, wie wir noch drunten bald am End wohnten; da hatten der alte Roth einen ziemlichen Handel, auch mit Kaffee, Thee und Zucker. Unser Pastor unn Doctor unn Pastore von auswärts haben bei ihm eingekauft. Es wäre auch gut gegangen. Aber da hat sich der alte Roth auf Fauklerei gelegt

unn die Leit betrogen, schlechte Ware gehalten. Wenn man Kinder mit abgezähltem Geld hingeschickt hat, hat es immer beim Roth um ein oder zwei Kopeken gefehlt. Die armen Dinger haben als daheim fürs Verlieren tüchtige Tachteln gekriegt. Der Thee wollte keine Farb mehr kriegen unn der Kaffe hat einen garstigen Geschmack. Den Pasters un seine Leit muß er's besser gegeben haben. Da hat der Deiwel aber auch sein Spiel. Die hoche Leid sollen auch geklagt haben. Einmal im Sommer war's. Meine Rieke war noch jung, hatte 's erste Kind. — wollt ich ihr werklich aach eine Freud machen für die, wo sie mir mit dem Jung gemacht hatt, wollt ihr ein kattunen Kleid kaufen. Mein Vater war kein Geizhals und meine Mutter war eine geborene Jurk aus dem Graben — " — „Heinrich," unterbrach ihn der Schulmeister, „fahr nich so weit, wir waren noch in der Langgasse." — „Ja, so," lachte Heinrich, „ich war wieder abgerutscht. No, ich such also den Kattun aus; kommt auf einmal eine Kutsch mit drei Braunen vor die Lawka, ein auswärtiger Pastor steigt raus, in einer Hand ein Päckchen, in einer ein Säckchen — schmißt 's ohne Gumtag auf'n Tisch, is ganz rot im Gesicht und sagt: Roth, schon seit einiger Zeit bemerke ich Fauklerei bei euch, aber nun wird's zu toll. Der Kaffe ist gefärbt, seht her, der ganze Sack ist schwarz und riecht schlecht; ich bezahl aber für erste Sorte. Der Thee zieht nicht. Das ist gesammelter. Solch ein Handel bringt keinen Segen. Sagt's, geht ohne Proschei naus in seinen Wagen und weg war er. Der alte Roth schnappt nach Luft und sagt nur: Verfluchter Pfaff! — Wie ich daheim meinem Vater verzähl, nickt er und sagt: Ich wußt 's, daß es noch so kommt, des is noch nich all. — Nach einem halben Jahr hör ich von meinem Nachbar verzählen, der gerade beim Roth in der Lawke gewesen, es hätt 'n Tartar, der Häut aufkauft, sein Geld nicht mit sich herumschleppen wollen unn hätt

dem alten Roth ohne Zeugen 100 Rubel zum Aufheben gegeben. Nach einiger Zeit kommt der Tartar umm wollt sein Geld haben. Da leugnet der alte Roth, er hätt kein Geld bekommen. Der Tartar schimpft umm will vor Gericht. Nix; der alte Roth leugnet und verschwört sich. Geht der Tartar näher, hält dem alten Roth die Fäuste unter die Augen und schreit: Verfluchter Nemez! Arm sollen deine Kinder werden, daß tausend Katzen keine Maus in ihren Hosen fangen können. Aussterben sollt ihr alle und verflucht, wer mit euch verwandt wird! Raus ging der Tartar auf seinen Wagen, und weg war er. Dem alten Roth waren die Augen aus dem Kopf getreten. Die Leit, wo drinn waren, hätten Gänsehaut gekriegt umn sinn hurtig furt." — „Hab früher auch schon davon gehört, aber nicht so genau," sagte der Schulmeister, „ich glaube, die Roths spüren den Fluch alle." — „Ja, Herr Schulmeister, der Fluch erfüllt sich. Die Langgasse ist voll Roths Häusern. Wie schön waren die, umm wie sehn sie all' weil aus. Sein ältester Sohn is auf einer Reise ertrunken, seine Frau kam vor Schreck zu früh nieder umm is mit dem Kind gestorben. Der zweite Sohn hat eine Frau, die hat die Auszehrung, von sieben Kindern ist nur eine Tochter da. Der dritte Sohn is nicht ganz recht umm hat keine Kinder. Die Töchter und Söhne sinn alle tot bis auf die jüngste. Die Häuser am End dort oben haben schon fremde Leit. Ja, Herr Schulmeister, 's geht auf umm nieder bei uns im Dorf." — „Ja, Heinrich, unser alter Pastor sagte immer: Nur die gesegnete Arbeit hebt ein Dorf. Heinrich, meine Frau wollte gern etwas an ihrer Kommode verändern lassen; 's paßt ihr was nicht dran. Wem soll man's geben. Du weißt besser Bescheid." — „Ja, Herr Schulmeister, was soll ich sagen? Ueberm Graben, der März arbeitet nicht schlecht. So recht akrat ist eben keiner. Da hab ich mal gelesen, die Handwerker sollten kein Land haben, sie

sollten ihr Handwerk gut lernen unn für gut Holz, wenn's ein Tischler wär', sorgen; für gutes Leder, wenn's ein Schuster wär. Das leuchtet mir ein. Mein ältester unn Zweiter bekämen das Land, wenn sie wollen; die andern Jungens lernen ein Handwerk, was ihnen passen thät, bekommen vom Teil Geld rausbezahlt, verdienen Sommer unn Winter Geld unn haben jeder sein Haus." — „Ja, Heinrich, das wär hundertmal besser als das Aufeinandersitzen jetzt. Denk nur — vier, fünf Schwiegertöchter in einem Haus, sogar oft in einem Zimmer. Eine hat sieben, eine fünf, eine drei, eine ein Kind. Warum wird die, die ein Kind hat, arbeiten und scharren für die andren Kinder? Da ist doch nur Streit und Neid. Gehen sie auseinander, gewöhnlich, wenn sie schon alt sind, hat keiner was. Hätte jeder mit Land oder einem Handwerk angefangen, zu arbeiten und zu sparen, er wäre mit seinem Weibe glücklich und wohlhabend geworden. — Nun also, der März überm Graben, Heinrich?" — „Ja, Herr Schulmeister, ich denke, er wird der akratste sein. Dem reichen Tamblon sein Sohn hat zu viel Arbeit; der übernimmt keine Kleinigkeiten." — „Dann also gute Nacht." — „Gute Nacht." Der Schulmeister ging heim zu seiner schon schlafenden Frau. Auch der Heinrich verriegelte sein Tor und ging schlafen. In den Gassen war es leer. Aus der Ferne hörte man noch das Singen und Johlen der Jugend, die sich nicht in die Nähe der Kirche und des Schulhauses wagten. Vor dem Schulmeister hatten sie Respekt, denn sein Röhrchen war den Burschen noch in guter Erinnerung.

Im Schulhause drehte sich der alte Schulmeister mit einem tiefen Seufzer auf die Seite. Sein Weib erwachte und erzählte ihm, sie habe Besuch gehabt. Die Marie von's Pastors drüben sei dagewesen. Die junge Frau Pastorin sei so ganz anders, als die „Mama" war. Es gefiele ihr auch garnicht hier, sie spräche immer von fort hier in eine Stadt.

Für die Kranken, meine sie, sei der Doktor da. Und die Leit hättens doch so gern, wenn die Pastorin sie besuchte. Krankensüppchen würde die Marie gerne austragen, aber da sei auch nichts. Es werde so wenig und ganz anders gekocht als früher, Thee werde bei Pastors um Mittag 'rum getrunken, und wenn die Leit Kaffe trinken, sei bei Pastors Mittag. Wenn die Frau Pastor aufgestanden, habe sie noch lange zu tun, bis sie fertig sei. Warum nur? frug die Schulmeisterin. — „Laß gut sein, Frau, das sind unsere Sachen nicht. Ja, ja, der junge Pastor geht am Ende doch fort. Schade, er läßt sich gut an; predigt gut, ist freundlich mit den Leuten; er würde passen. Aber sie!!" — Noch ein paar tiefe Seufzer und bald schnarchten beide um die Wette. Jedoch um Mitternacht wurde der Schulmeister plötzlich wach. Draußen war Geräusch, man hörte Stimmen und Hundegebell. Der Schulmeister sprang mit beiden Füßen zugleich aus dem Bett, stieß den Laden auf und sah Funken und Rauch. Drüben beim Baschke brannte die Scheuer. Schon hatte auch einer den Strick der Schulglocke erwischt und bimmelte drauf los. Der Feuerschuppen mit Fässern und Spritzen stand in der Nähe der Kirche, und in kurzer Zeit war die Feuerwehr zur Stelle. Der Schulmeister zog sich rasch an, weckte seine Frau und wollte hinüber zur Brandstätte gehen. Da sah er schon die Leute aus dem Hof zurückkommen, die Flamme war aus, und nur noch ein wenig Rauch war zu sehen. — „Bach, sagt mal, wie kam denn das?" frug der Schulmeister einen der Vorübergehenden. „A, dem Baschke sei Scheuer ist kaputt. Sei' Peter war mit de Buwe uf de Gasse, unn wie 'r ham kom, hot er sich in die Scheuer geleet; er wollt die Alte in der Stub net verstehrn. Hot sich ane von denne neimodische Bibiros ohgesteckt unn is eingeschlofe, unn do hot's brenne ahfange; würd' ehm wohl aus dem Maul gefalle sei. Mit 're Pfeif hätt's so leicht nix

gedoh, Schulmeister. No, jetz is der schlamprig Baschke sei Scheuer los. 'war nor e Gotts Glück, das ka' Wind war. Gu-Nacht, Schulmeister, leet euch noch. Ich will mich aach ham mache; morge geht's an die Kardoffel." — Am nächsten Tage ging der Schulmeister zum Baschke. Er war es schon seit vielen Jahren gewöhnt, wenn in einem Hause Unglück eingekehrt war, einen Besuch zu machen und den Leuten mit Trost oder Rat und Tat beizustehen. Der alte Pastor hatte ihn das gelehrt und gesagt: Schulmeister, zu den Traurigen müssen wir ungerufen gehen, die Fröhlichen holen uns ab. Er war oft zu den Traurigen gegangen, der alte Pastor, manchmal mit seinem Schulmeister zusammen. Die Leute hatten Zutrauen zu ihnen, das wußten beide. Unvernünftige gab es noch genug, das wußten beide auch gut, und ein solcher war der Baschke. — „Guten Morgen, Friedrich," sagte der Schulmeister, in Bast's noch unaufgeräumtes Zimmer eintretend. — „Guten Morgen, weil Sie's sind," sagte der Alte grinsend. „Setzen Sie sich. Motterche, her mol 'nen Stuhl fir'n Herr Schulmeister." — Die Alte, die noch ungekämmt aussah, brachte einen Stuhl herbei, den sie mit ihrem schmutzigen Rock schnell abwischte. „Sie kommen früh, Herr Schulmeister," meinte Bast. — „Früh?" fragte der Schulmeister verwundert. — „Nun ja, Sie können doch schlafen, Sie haben doch keine Arbeit." — „No, no, Bast, so ganz ohne Arbeit bin ich denn doch nicht. Sie sehen doch wohl, wie früh ich meine Laden aufmache. — Ja, was ich sagen wollte — das hätte heute Nacht schlimm werden können mit dem Feuer." — „Ei, nicht doch, 'is gleich runtergerisse worn unn war kein Wind," meinte der Alte. — „Wenn aber doch Wind gewesen wäre, hätten Kirche, Schule, Pastorat und noch wieviele andre Häuser abbrennen können." — „Ja, Herr Schulmeister, wenn 's Feuer in Pastorat ohganga wär, hätt mein Häuschen auch mit verbrenne kön-

nen." — „Ja, ja, Herr Vast, aber man muß doch vorsichtig sein. Haben Sie Ihren Jungen tüchtig dafür vorgehabt?" — „Für was?" — „Dafür, daß er in der Scheuer geraucht, wo doch viel Stroh liegt. So kam doch das Feuer aus." — „Wer sagt's?" fragte Vast und sah dem Schulmeister frech ins Gesicht. „Die Leute. Der Peter hat's doch selber gesagt." — „So? Die Leit wisse imma mehner wie wir. Mir hat mein Sohn nichts gesagt." — „Hören Sie," sagte der Schulmeister, „wenn Sie so weiter mit Ihren Kindern handeln, gibt's kein gutes Ende nicht." — Der Schulmeister wandte sich zum Gehen. Da rief ihm Vast erbost nach: „'s war meine Scheuer, wo abgebrennt is." — „Adje," sagte der Schulmeister. — „Adjes, weil Ihr's seid," rief der Alte. — Im Hofe lagen die verkohlten Bretter der Scheune. Peter ging dazwischen herum, stieß mit dem Fuß bald an dieses, bald an jenes Brett und rauchte wieder eine „Neumodische". „Peter," sagte der Schulmeister, „wenn du dich legst, rauch deine Papiros aus." Der Bursche hob den Kopf, sah dem Schulmeister ins Gesicht und sagte kurz: „'s is recht." Kopfschüttelnd ging der alte Mann auf die Straße. Die Brut ändert man nicht mehr und ging hinüber ins Pastorat.

Der Pastor war freundlich wie immer, hatte nichts vor und meinte, der Schulmeister könne ruhig in seinen Garten gehen. — „Herr Pastor, bitte, besuchen Sie mich doch mal im Garten," lud der Schulmeister freundlich ein. „Es ist wirklich schön. Habe ein Häuschen und eine Laube dort. Die alten Pastorsleute kamen öfters, sie tranken gern Thee im Grünen." Der Pastor dankte, aber wann seine Frau mal kommen könne, wisse er nicht, sie sei so angegriffen vom Schrecken der letzten Nacht. — Der Schulmeister mußte an seine Frau denken. Er hatte sie in der Nacht geweckt, sie hatte sich auch im Bett aufgesetzt; als sie aber hörte, das Feuer sei aus, hatte sie sich wieder in die Kissen geworfen und wei-

ter geschlafen. Hier nun konnte er kein Trostwort sagen. Er verbeugte sich und ging langsam in seinen Garten, der hinter dem Dorfe an einem Bergabhang eine schöne Lage hatte und von dem er in guten Jahren bis 400 Rubel Einnahme hatte.

Wie der Mann so durchs Dorf ging, das im Sonnenglanz still dalag — denn alles war draußen beim Kartoffelhacken —, hatte er so seine Gedanken. In jedem Hause, an dem er vorüberging, kannte er die Einwohner genau, mit Namen und Unnamen, mit all ihren Tugenden und Untugenden. Manche sind reich gewesen, als er ins Dorf kam, doch die Söhne hatten alles verludert, vertrunken, und jetzt mußten sie Frucht aus dem Magazin nehmen. Ihre Häuser, die einst stattlich mit ihren roten Dächern aus den grünen Vorgärtchen ragten, sahen jetzt zerfallen aus, sogar die Bäume hatten ein struppiges Aussehen. Wenn man die Einwohner betrachtete, wußte man gleich, woran es lag: Sechsmalsechs ist sechsunddreißig — Ist der Mann auch noch so fleißig, und die Frau ist liederlich, Geht die Wirtschaft hinter sich! Aber auch umgekehrt. Das hatte der alte Pastor oft gesagt, auch daß die Armut der Leute meistens von ihrer Schlampigkeit kommt. Die Stuben werden Sonnabends gewaschen, oft sogar geweißelt, das ist so Mode, aber wirkliche Ordnung und Fleiß kennen viele nicht.

Da stand dem langen Jagor sein Haus. Früher war's ein kleines Häuschen, war der Jagor noch ein kleiner Junge, eine lahme Mutter hatte er, aber brav waren beide bei aller Armut. Der Vater war früh gestorben, und die Witwe hatte sich mit ihrem Buben durchgehungert. Die alte Pastorin hatte da auch viel Segen gebracht. Der Jagor wurde als ein halber Gärtner bei Pastors. Wie er zum Heiraten war, nahm ihn Pastors Magd, ein fleißiges, braves Mädchen. Sie hatte was gelernt bei der Mama und konnte es nun

brauchen. Geschafft haben die beide bei Tag und Nacht. Heute steht da ein schönes Haus mit freundlichem Vorgärtchen, und hinter dem Haus liegt ein prächtiger Apfelgarten, dem man's ansah, daß er nicht nur von einem einfachen Bauer angepflanzt war. Da stammt dem Jagor sein Geld zum Haus her. Der Pastor hat seinen Gärtner nicht im Stich gelassen, hat ihm mit Rat und Tat beigestanden, und die junge Frau war viele Jahre im Pastorat, zu Aushülfe, was auch Geld einbrachte. Der Kindersegen war dem Paare auch nicht versagt, es waren schon Konfirmierte darunter. Da war der Schulmeister an seinem wunden Punkt angekommen. Sein seliges Evchen hatte ihm immer alles getan, was sie ihm an den Augen absehen konnte, aber ein Kind — „ob Schürz' oder Hos", wie der alte Pastor die Hebamme scherzend zu fragen pflegte —, hatte sie ihm nicht geschenkt, und das war der einzige Fehler am seligen Evchen gewesen. Als ihm die Teure dann so schnell durch den Tod entrissen wurde und er allein mit dem jungen Evchen geblieben, fühlte er sich zwei Jahre hindurch recht einsam. Da kam ihm der Gedanke, ob ihm mit einer zweiten Frau wohl auch der Kindersegen versagt sein werde. Das junge Evchen war eine Brudertochter seiner seligen Frau, deren Eltern gestorben waren. Auch um ein Auge war sie als kleines Kind gekommen. Da nahm er auf Bitten seiner Frau das arme Mädchen ins Haus. Erbin des kleinen Vermögens sollte sie auch einst werden, wenn es mit ihr ging. Es ging gut. Das arme Mädchen, das eine schwere Kinderzeit durchgemacht, war glücklich im neuen warmen Nest. Als der Schulmeister vor sie trat, mit der Frage, ob sie seine Frau werden wollt', sagte sie einfach ja, als ob sie es längst erwartet hätte. Nun 26 Jahre war sie alt, 'was Extra's kam wohl nich und Frau Schulmeisterin sein und im warmen Nest sitzen, war so übel nicht. Daß der Mann schon alt war!!??

— Ach Gott, alt müssen ja alle 'mal werden, und den war sie schon so alt gewöhnt. Noch einen Gang hatte der Schulmeister — zum Pastor. Als er dem verschämt seine Sache vorbrachte, klopfte ihm der alte Mann auf die Schulter und sagte: „Recht so, Schulmeister, jetzt sind Sie und das brave Evchen versorgt. Wir haben 's kommen sehen." Die Frau Pastorin wurde gerufen. Mit ihrer lieben Freundlichkeit wünschte sie dem Schulmeister viel Glück und lud das Brautpaar zu Kaffee und Kreppel ein. Evchen mußte auf zwei Wochen ins Pastorat ziehen, von da ging eine Magd ins Schulhaus und tat dort die Arbeit. Die Hochzeit wurde wie die Verlobung gehalten. Das war vor sieben Jahren. Die Kinder blieben aus. Wer weiß, wozu es gut war, dachte der Schulmeister.

Unter solchen Gedanken war er in seinen Garten gekommen. Er wollte sehen, ob der alte Lipp auch aufpaßte. Die Lippsche Sippschaft aß ja wohl ungekaufte und ungeschenkte Aepfel, aber gerade stehlen, das tat der Alte doch nicht.

Beim Baschke hatten die Worte, die der Schulmeister wegen des Peters gesagt, den Alten tüchtig verärgert, und als ihm der Peter in den Weg lief, ließ er seine Wut an ihm aus. Auf den Kartoffelacker solle er fahren, wie die Leit tun, die Lies solle mit. Wann ihr kan' Dreck druf seht, hackt die Kartoffel um, — schrie er.

Der Peter spannte in aller Geschwindigkeit an und machte, daß er fortkam. Dem alten Zorngickel muß m'r aus'm Weg geh, meinte er. Die Liese mußte nachholen, was sie durch den Brand versäumt, schlich sich ins Ambar und machte sich auf ein paar Kornsäcken, die die Mäuse mit den daran hängenden Körnern zerfressen hatten, ein Lager. Es ging der Liese durch den Sinn, daß drüben beim Vetter Heinrich die Säcke gewaschen und geflickt auf der Stange

hingen. Unsere liegen vom letzten Herbst noch da rum, des kennt ich aach so mache, do legts, des kennt aach die Modder mache, schafft aach nix! So legte sie sich krumm auf die Lappen und schlief.

Der Peter fuhr ins Feld Kartoffel hacke, aber ohne Hacke. A, loß! Er wollte erst 'mal gucke, ob Unkraut da wäre. — Das Landstück, auf dem die meisten ihre Kartoffeläcker hatten, war voller Menschen und meist junges Volk. Heinrich Bast's Söhne, Töchter und Mägde hatten ein großes Stück zu hacken. Unweit von ihnen lag Friedrich Bast's Acker, ein langer schmaler Streifen auf zwei Dusch. Wie der Peter mit seinem Leiterwagen, statt der Leinen zusammengebundene Strickchen, das Pferd, das selten eine Striegel sah, ohne Zaun, dahergezottelt kam, hob einer nach dem andren den Kopf. Heinrich Bast's Leute schämten sich und senkten die Köpfe tiefer auf die Arbeit. Alle lachten, und die Uebermütigen schrieen dem Peter allerlei zu. Ein Bursche, dem der Peter 'mal ins Gehege gekommen war, schrie laut: „Ausgeschlofe? Host aach e Hack mit, ewwer willst den Fuchsschwanz mit de Hänn raus reissa?" Ein andrer schrie: „Guckt emol, der hot Schuhbennel onanner geknippt statts Leina." Nun stützten sich die Burschen auf ihre Hackenstiele, schoben die Mützen aufs Ohr, und die Witze flogen nur so hin und her. Peter konnte seinen Acker nicht sehen vor lauter Unkraut, der Acker wies wenig Kartoffelstauden auf. Voller Wut drehte er sein Pferd um und jagte, was er konnte, dem Dorfe zu. Ein Teil der Jugend johlte und schrie, andre sangen hinter dem Peter her: Da droben kommt ein Ruß gefahren — Singt immer Winden — Er hat de Gaul am Schwanz gezäunt, Er konnt den Kopf nicht finden. —

Am Mittag fuhren mehrere heim, darunter auch Basts. Andre hatten Essen mit. Sie hatten schon zum zweiten Male

gehackt und ihre Kartoffeln standen am schönsten. — Peter fuhr, als ihn die Jugend vom Acker nicht mehr sehen konnte, im Schritt. Mich bringt kaaner meh uf 'n Acker; den kan sich der Alt' selwert hacke, brummte der Peter. Daheim angekommen, stellte er das Pferd an den leeren Trog und schlich sich zur Mutter in die Küche. „No, is's Essen fertig?" frug er. „Gell, host Hunger, mei Söhnche? Geh nei." Am Tisch saß schon der Vater und wartete auf die verheißenen Klöße. „Worscht uf'm Acker?" frug er den Sohn. „Ja." — „No?" — da kam die Mutter mit dem Essen. „No —? frug der Vater wieder. „A mer sieht nix druf." Des wußt ich, meinte die Mutter; der Heinrich macht immer so e Jacht. „Wo is denn die Lies?" frug der Peter. Die hilft wo schaffe, meinte die Mutter wieder, „so still hockt di doch net."

Nach dem Essen stellte die Mutter die Schüsseln für die Lies zum Waschen hin und streckte sich in den Kriliz zum Schlafen. Der Vater lag schon auf der Bank in der Stube. Da suchte sich der Peter auch ein Plätzchen und geriet ins Ambar zur Lies auf die zerrissene Säck. — „Fauler Drach! Da leit se." — „No unn was schaffst du?" — „Ich war uf'm Kartoffelacker." — „No unn host Schischdersche (Eidechsen) gefangen?" — „Gehackt hun ich." — „Wer's glaabt," sagte die Lies. „Is ball Mittag?" — „Hunn schon gesse." — „Was?" — „Klees." — „Ach," seufzte die Lies, „Speck wär besser." — Nun schliefen sie beide. Der Fuchsschwanz wuchs und die Kartoffeln verkamen.

Es war Herbst geworden. Die Leute hatten den Segen des Sommers geborgen. Gut, wer viel hatte. Frau Rieke Bast war in ihrem Keller, sie wollte sehen, ob die Mädchen auch Ordnung hielten. Da standen die Ständer wie die Soldaten: Arbusen, Aepfel, Gurken, Schlehen, Bohnen. Sie sah nach, ob überall die Brühe schon klar war. Die Bohnen,

am Schaffleisch gekocht, hatte der Vater so gern, und die Buwe Sauerkraut und Schweinefleisch. Erbse und Schlehe schmeckte vorm Schlafe aach net schlecht. Ein mächtiger Krautständer stand in der Ecke. 'is eigentlich zuviel für uns; aber's giebt oft Kranke im Dorf, unn 's hat net jeder so 'n Keller voll. Die Mädchen sin beigewachsen; do muß man fertig sei. „Modder," rief ihr da ihr Mann von oben, „komm mal her." — Rieke eilte hinauf. „Mer misse etwas Kardoffel hergewe." Die Frau sah ihren Mann verwundert an. — „So? Wem dann?" — „Ach, des kannste dehr denke. Der Peter wart' schon." Die Frau schüttelte den Kopf, ging zum Kartoffelkeller und ließ die Magd dem Peter helfen einsacken. — „Peter," sagte Rieke, „euer Acker hat wol nix getragen?"—„Wenig. 'is ewa ka Kardoffelland.—„Fuchsschwanzland werd's sei" — brummte die Rieke. Sie hätte gerne mal ordentlich losgewettert; aber ihr Mann hielt sich in der Nähe auf. „Wo is denn eure Lies?" frug sie. — „In die Stadt dienen." — „Bei wem dann?" — Jude wärns un fienf Ruwel kregt die Lies. — „No, no," meinte die Rieke. — Im Winter gab's eine lustige Hochzeit. Bast's Aelteste, die Katrine, heiratete ins Oberdorf, dem reichen Tamblon seinen einzigen Sohn. Die Verlobung wurde bei Bast's, die Hochzeit bei Tamblon's gefeiert. In der Woche vor der Hochzeit hatte die Katrine ihr Bett bei Tamblon's aufgestellt; ein Stollebett mit weißen Vorhängen. Zu oberst ins Bett kam ein Strohsack, dann eine Lage hoher Federbetten, vom obersten Pilf kam ein Bettuch, das mit den Spitzen bis auf die Diele reichte. Das hatte die Katrine selbst gearbeitet. Da war zuerst an der Leinwand ein gehäckelter Einsatz, lauter Gickelchen, dann kam ein handbreiter Höler, dann wieder ein gehäckelter Einsatz mit ihrem Namen und zu beiden Seiten Sträußchen und Jahreszahl. Dann kam eine Pike-Decke mit Trosseln dran, zwei große Schlafkissen aufs Bett. Oben

auf dem Bettkranz vier Staatskissen, weiß mit gehäckelten Einsätzen. Ein schönes Bett! versicherten alle, die es sahen. Ein Vorhang mit violetten Blumen war ein Werktagser, einer mit rosenroten Blumen ein Sonntagser, und der ganz weiße Vorhang war zu d' allerhöchste Täg. Das Bett stand mit dem Kopfende in der Ecke, daneben war ein Fenster. Am Fußende war die Kiste mit Tüchern, Schallchen, Hemden und Bettüchern. Neben in der Lade hatte die Mutter auch Riechtroppe für in die Kerch nei. Die Kiste war rotflammig mit grünen Kanten und ums Schlüsselloch ein grünes Herz gemalt, so groß wie ein Teller. Neben der Kiste ein Kleiderschrank, groß und schwer, auch rotgeflammt, mit grünen Ecken wie die Kiste. Wenn man die Türflügel öffnete, quollen einem die Kleider entgegen. Vierzig Kleider hatte die Katrine von ihrer Konfirmation an gesammelt. So was braucht m'r, sagte die Mutter zur Braut; aus denne brate Röck kannste Decke für die Kinner mache, Rieke nahm aus der Kiste ein rotes Zeugherzchen und steckte es an den weißen Vorhangs des Bettes, darunter ein zwei Finger breites Band. „Das loßt," sagte die Schwieher, die mit stiller Freude zugesehen, wie das Zimmer immer voller wurde. „A Wieg un a Schubbettche für die Kinner hot mei Alter aach mache lasse, ewwer die Katrin tuts net, sie schämt sich. Mer hewe's awer uf," sagte die Rieke stolz. Die Wieher lachte und nickte. — Am Montag gingen die Hochzeitbitter 'rum. Zulange durfte ihr Verslein nicht sein, denn es gab das halbe Dorf einzuladen. Die Stöcke wurden schwer von den vielen Bändern, die Köpfe noch schwerer von den Schnäpsen: Ihr werdet gebeten ins Haus un zu Tisch, — Es werden gebraten viel Vieh un Fisch. — Die Kuchen, die sind mit viel Zucker bestreut, — Es steht alles scheen für die Gäste bereit. — Die Messer und Gabeln dürft ihr nicht vergessen, — Sonst müßt ihr mit den Fingern essen. — Mein

Verslein wär noch lang nicht aus, — Doch muß ich hinüber ins Nachbarhaus. — Zur Hochzeit kam fast das ganze Dorf. Dem Tamblon sein großes Haus mit vier Stuben reichte nicht. Er mietete noch zwei Stuben bei seinem Nachbar. Da wurden die Musikanten zwischen die Türe gesetzt. Hüben tanzten die Ledigen, drüben die Verheirateten. Zum Essen mußte der Schulmeister mit seiner Frau, auch der Pastor mit seiner Frau kommen, sie wurden mit dem Brautpaar an einen apartigen Tisch gesetzt. Die Frau Pastor konnte nichts essen. Der Pastor aß und trank, er trat auch an die Nebentische und unterhielt sich mit den Leuten. Lange konnte er jedoch nicht bleiben, seine Frau wurde unwohl. Der Pastor entschuldigte sich bei dem Wirte und sagte laut, seine Frau sei nervös, es werde ihr übel, und ging grüßend durch die vollen Zimmer ab. Die Frau Pastor hielt sich ihr Taschentuch vor die Nase, daß man nur ihren Hut sehen konnte. Die Weiber stießen sich an. „A bößig Krankheit hot se. Sie hat Nervös un iwel is sera. Aha!“ Nun lachten sie: des kenne m'r. Der Schulmeister hätte am liebsten laut aufgelacht. Er sah sein Evchen mit der Gabel herumfuchteln, bald spießte sie ein Stück Käse, bald Wurst auf und biß nebenbei kräftig in ein Stück Zuckerkuchen. Die hatte die Krankheit: Nervös nicht, Gott sei Dank. — Die Burschen holten sich die Braut ins andre Zimmer, wo mehr junge Leute saßen. Bald gings lustig her. Das junge Volk ging mit dem Brautpaar zum Tanz ins Nachbarhaus. Nach und nach standen auch jüngere Frauen und Männer auf und gingen zum Tanzplatz. Die Frau Schulmeisterin wurde auch genötigt; sie sah ihren Mann an. Er nickte: Tanz nur, wenn dich einer will, lachte er. Die junge Schulmeisterin war fast so beliebt wie die alte früher, und Tänzer fanden sich. Der Schulmeister gesellte sich zu den alten Männern.

„Eine reiche Heirat, Schulmeister,“ meinte ein alter

Mann. — „Ja, Meier, es sind eben zwei reiche Wirte zusammengekommen." — „Wie Sie zu uns gekommen sind, Schulmeister, da haben die zwei noch in kleinen Häuschen gewohnt. Wissen Sie noch?" — „Ja, Meier, ich weiß. Beide sind durch ihren Fleiß und ihre Ordnung reich geworden." — „Ja, es ist wahr, Schulmeister, in unserem Dorfe brauchte es gar keine Arme zu geben." — „Gewiß nicht. Es müßte ein Jeder, der kein oder wenig Land hat, ein Handwerk lernen. Die Gärtnerei könnte auch besser betrieben werden; mehr Gemüse gepflanzt werden, für die Leute selber zum Essen und zum Verkauf. Ein gelernter Gärtner weiß das alles. Ich kann euch das alles nicht so genau sagen, wie das alles gemacht wird, habe aber viel darüber gelesen." — Die Männer rückten näher zusammen und hörten dem Schulmeister zu. Ein alter Mann kratzte sich und meinte: „A, des werd net geh', Schulmeister. 's net Mode; mer is net gewöhnt." — „Lieber Müller," sagte der Schulmeister, „wir sind alle nichts gewöhnt gewesen, als wir auf die Welt kamen; da haben wir lernen müssen, was wir brauchten. Man kann alles, wenn man nur will." — „Da meinen Sie, Herr Schulmeister, mit'n Gärten könnt m'r was verdienen? frug der alte Brach, der gern vorwärts wollte." — „Ja wohl, einige hundert Rubel in einem kleinen Garten. Was hier herum nicht verbraucht wird, verpackt man in Kästen und schickts in andre Städte, sogar Länder. So macht mans in der ganzen Welt. Seit die Eisenbahn da ist, ist's nicht schwer, in Amerika sollen sie sogar Aepfel ohne Kerne haben." — „Was, Krutsche!" sagte ein alter Graukopf, „wo kriege dann die dort Kern zum Bäämstecke her?" — Alle lachten. Das wußte der Schulmeister auch nicht; aber es solle wahr sein. Der Meier meinte: „Kann sein, daß es ging mit de Gärten, aber die Kinner esse die Aeppel, wenn se noch grien sein, un de ledige Buwe stehle se ahm grad, wenn die Aeppel

zeitig sein und veraase ahm noch die Bääm. 's nix, Schulmeister dodermit." — „Nun wißt ihr," sagte der Schulmeister aufgebracht, „ihr tut mir leid. Erzieht Jeder seine Kinder so, daß sie nicht in fremde Gärten stehlen gehn; dann tun's die Burschen auch nicht. Jung gewohnt, alt getan. Das kommt nur auf uns Alte an." — Alle nickten, machten dumme Gesichter und sogen an ihren Pfeifen. Der alte, störrige Meier aber blieb dabei: es hilft nix, es hilft nix.

Der Brautvater trat hinzu und forderte zum Essen und Trinken auf. Der Schulmeister hatte Angst, von dem Tabakrauch und der Hitze der Frau Pastorm ihre Krankheit: Nervös zu bekommen, suchte sich im Tanzhaus sein Evchen, die auch genug hatte, und ging mit ihr heim. — Drei Tage lang dauerte die Hochzeit in Saus und Braus. Der Schulmeister ging trotz allem Bitten von Bast's und Tamblon's nicht mehr hin; er hatte genug, und es gab leicht üble Nachrede.

Zu Pfingsten war alles in schönster Blüte. Das ganze Dorf war geschmückt. Die Burschen hatten ihren Mädchen Maibäume vor die Tore gestellt. Manche bekam auch einen Butzemann in den Schornstein. In der Kirche saß ein Jeder in seinem besten Gewand. Die Mädchen wisperten untereinander, die Burschen guckten vom Chor herunter. Dem Baschke seine Liese war aus der Stadt gekommen. Sie saß vorne in den ersten Reihen, hatte ein helles, modisches Kleid an, ein klares, weißes Tüchlein auf dem Kopf, helle Handschuhe an und ein Schirmachen mit eingewebten Blumen darin, Absatzschuhe an. Eine, die alles sehen mußte, warf ihr Taschentuch unter die Bank, wo die Liese saß. Das holte sie sich wieder und richtig hatte sie's herausgekriegt, daß die feinen schwarzen Strümpfe, welche die Liese anhatte, keine Ferse mehr hatten und unter dem modischen Kleid nur ein zerrissener, schmutziger Rock war. Wie das die Mädchen alle

miteinander zugeflüstert hatten, war der Neid all', und als noch einige, die am Baschke seinem Haus vorbei gehen mußten, Oel rochen am ersten Pfingsttag, da bekamen sie Mitleid. — Ja, beim Baschke war alles all. Der Peter blieb in keinem Dienst; er schimpfte und wetterte über alle reichen Leit und seine Mutter stand ihm bei. Wenn der Vater auch mal 'nen Anlauf nahm und den Sohn zurechtweisen wollte, fiel die Mutter mit Geheul und Gejammer über ihre armen Kinder dazwischen. Da nahm der Alte seine Kapp und ging spille. Dem Heinrich Bast war schon lange Haus und Hof verschrieben; doch tat ihm der Alte leid, er konnte ihn nicht vertreiben.

Da wurde eine Mühle billig verkauft. Heinrich Bast hörte davon, ging zum Vetter Jed und machte ihm den Vorschlag: er wolle die Mühle kaufen, und wenn der Vetter Jed hinziehen wolle, da dabei auch ein Häuschen und ein Garten sei, so solle alles ihm gehören. Der Alte wars zufrieden. Die Leute brachten Frucht, schütteten auf, die Mühle mahlt, er und Peter guckten zu. Das war was für den Baschke und seinen Peter. Nur die Alte hatte es nicht so schnell begriffen, sie flennte und jammerte, die Kerch sei so weit, aach die Leit so weit weg, die armen Kinner! Da fühlte sich der Vetter Jed als Müller und schrie: „Schweig still, alte Bläckmatschke! Ich gehe, Heinrich, morgen geh ich, wann du willst, Heinrich. Do mei Hand drauf!" Heinrich drückte die Hand seines Vetters. Zum ersten Male im Leben war der Alte vernünftig. Vielleicht gings.

Am nächsten Morgen sitzt der Schulmeister am Fenster. Evchen kocht gerade den Kaffee. Da wurden dem Baschke seine Laden aufgemacht, und bald darauf fuhren zwei Wagen aus dem Hoftor — dem Heinrich sein Gefährt und dem Baschke sein Gerümpel darauf. Zuletzt kam dem Baschke sein Gäulchen mit ihm, seiner Frau und dem Peter, guckten

sich nicht um und fahren schnurstracks die Gasse nauf. Dem Schulmeister seine Augen wurden immer größer und größer, er vergaß sogar sein Evchen zu rufen — fast wär ihm sein Verstand stehen geblieben. Da trat Heinrich Bast aus dem Tor, machte es zu, ebenso auch die Laden. Da sah er den Schulmeister am Fenster sitzen und kam herüber.

„Guten Morgen. Die Vögel sind ausgepflogen; hab alles zurecht gemacht, daß die Leit den Dreck nich sehn, den mir der Baschke zurückgelassen hat." „Wo sind sie denn hin?" fragte der Schulmeister. — „Hab eine Windmühle für ihn gekauft. Da können sie sich ihr Brot leichter verdienen, wenn sie wollen; hier war nichts mehr. Wir haben an unsrem Holz und auch an mancherlei gemerkt, daß es Beine kriegte und über die Wand ging. Hier wird alles abgerissen, kommt ein neues Haus hin für meinen Hannes; er soll heiraten. Wissen Sie eine Braut für ihn, Herr Schulmeister?" — „Weiß ich. Zu Pfingsten hat ein Maibaum wo vorm Haus gestanden, mit grünem Band daran — eure Farbe, Heinrich —." — „Bei dem langen Jagor, Schulmeister?" Der Schulmeister nickte und fragte: „Soll sie sehr reich sein, Heinrich?" — „Nein, Schulmeister, nur fleißig und brav, und mein Hannes muß sie auch wollen." — „Will sie, Heinrich. Bin mal spät aus meinem Garten gekommen, mußte beim Jagor vorbei, steht die Dorte ganz nah beim Hannes. Ich geh und guck 'nen andren Weg. Hab nix gesehen, Heinrich." — Der lachte und meinte: „Wenn der Hannes die Dorte will, mir ist sie recht. In ein schönes Haus gehört auch eine schöne Frau." — „Es ist auch eine gute Art, Heinrich. Und Art läßt nicht von Art, sonst hätte die Gaas keinen Bart." —

Uebers Jahr stand ein stattliches Haus auf dem Baschke seinem Platz. Im selbigen Herbst guckten der Hannes und die Dorte zum Fenster heraus und nickten dem Schulmeister

und seinem Evchen zu. Soll ziemlich stark bevölkert worden sein, das neue Haus. Der alte Schulmeister hat's nicht mehr erlebt. Die Baschkes Mühle, wie sie genannt wurde, hat so schlecht gemahlen, daß wenige hinfuhren. Man mußte sehr aufpassen, sonst wurden einem die Säcke unverhofft leer. — Die Lies kam nicht in die Mühle; sie war zu fein geworden; sie soll einen Russen geheiratet haben, — oder so was, wurde im Dorfe gemunkelt. Der alte Baschke starb auch bald. Der Peter und seine Mutter hausen noch dort.

Pastors mußten wegziehen wegen ihrer Nervöskrankheit. Bald zog ein neuer Pastor ein mit einer Mama, zur großen Freude der Leute. — Fleiß und Arbeit mit ihrem Segen im Gefolge bewähren sich dort heute noch bei vielen im Dorfe. — — —

Wees Lowis ihre Flickerdecke

Heute habe wir die Mutter Bach begraben, — Wees Lowis hieß bei Jung und Alt im Dorf. Es war eine feine, stille Frau. Schon als kleines Kind, wenn meine Mutter mich mit in die Kirche nahm, mußte ich immer hinsehen auf die kleine, feine Frau, die in ihrem weißen Häubchen und schwarzem Kleide, das in dunkelblauem Sammet gebundene, mit Silberbeschlägen gezierte Gesangbuch in den Händen, so ganz anders aussah, als die übrigen Bauersfrauen. Oefters, wenn mir's so recht langweilig wurde, sah es mir die Wees Lowis an und reichte mir aus ihrem Kirchensträußchen ein paar Blümchen herüber. Die Zeit sollte ich mir damit vertreiben, bis der Gesang wieder anfing, da mir die Predigt noch zu unverständlich war. Später, als die Wees Lowis gelähmt wurde, und im Bett liegen mußte, durfte ich öfters Vater und Mutter begleiten, ein Sträußchen oder eine Erfrischung hinzubringen. Geduldig lag die alte, einsame Frau im Bett, mit einer großen Flickerdecke bedeckt, die rechte Seite gelähmt. Mit der Linken, die sie uns immer freundlich engegenstreckte, wenn wir sie in ihrer Einsamkeit besuchten, führte sie auch den Löffel zum Munde und gewöhnte sich so daran, als ob's ihre rechte Hand wäre. Wenn die Eltern sich mit der Kranken unterhielten, vertrieb ich mir die Zeit damit, die Lappen an der Decke zu bewundern: ein feuerroter Lappen mit schwarzen Punkten und ein feiner weißer mit blauen Blümchen, — es waren viele, ich konnte sie kaum zählen — und wunderte mich immer, woher die Wees Lowis die Lappen alle hatte. Später in meiner Konfirmationszeit durfte ich auch öfters allein zu Wees Lowis gehen; es war eine stille, ernste Zeit für mich, und manch

gutes Wort und freundliche Ermahnung nahm ich mit heim. Woher die Frau die Geduld hatte, so freundlich in der einsamen Stube zu liegen, konnte ich nicht begreifen; und frug die Wees Lowis, wie sie das könne. Da strich sie mit der linken Hand zärtlich über die Flickerdecke und sagte: Da, liebes Kind, ist mein Buch; da stehen viele Geschichten darinnen; frohe und traurige. Jeder Lappen erzählt mir eine Geschichte aus meinem Leben. Dabei wird mir die Zeit nie lang. Nun bat ich, sie möchte mir doch die Geschichte vom roten Lappen mit den schwarzen Punkten oder vom weißen Lappen mit den blauen Blümchen erzählen; sie seien mir die liebsten an der Decke von Klein auf. „Wenn du es hören willst, liebes Kind, erzähle ich Dirs gerne," sagte die Wees Lowis. „Es ist nichts Besonderes; aber jedem scheint eben sein Leben etwas ganz Besonderes zu sein." Vor meiner Konfirmation erzählte die Wees Lowis mir nichts; es lenke mich zu sehr ab. Eine Woche nach meiner Konfirmation erlaubte meine Mutter mir, in der Dämmerstunde hinzugehen. „Zwischen Licht und Schwefelholz," meinte die Wees Lowis, erzählt's sich am besten." Erst müßte ich die Geschichte vom weißen Lappen mit den blauen Blümchen hören. Die paßte jetzt gerade für mich. Die Geschichte von dem roten Lappen mit den schwarzen Punkten komme später, wenn ich mal recht trübe gestimmt sei, da gäbe es was zu lachen. Die Wees Lowis erzählte:

Der weiße Lappen mit den blauen Blümchen ist von meinem Konfirmationskleid; es war der schönste Tag meines Lebens; wie ja überhaupt die Lehrzeit für die Bauernkinder die schönste Zeit ist. Da braucht man keine Arbeit zu tun, geht mit den Kameraden, mit denen man auch zur Schule ging, zur Lehre ins Schulhaus. Wieviel Ball wurde nachher gespielt, ja, es war eine schöne Zeit. Ohne Sorgen lebte

man dahin, und freute sich, bald ledig zu sein. Als ob das so was Schönes wäre, und gerade da fangen die Sorgen erst an. Leise strich die alte Frau mit der linken Hand über den hellen Lappen. Ja sieh, mein Kleid war recht schön; das sagten mir alle, und ich war ganz stolz. Wie wir in der Kirche waren und unser alter Pastor so ernste Worte sprach, da dachte ich an kein Kleid. Ich nahm mir im Herzen vor, alles so zu machen, wie es der Pastor uns sagte. Wieviel Thränen flossen da, wie gut und brav wollte man sein. Ich kniete als Erste am Altar, neben mir kniete Heinrich als erster von den Knaben. Heinrich und ich waren Nachbarskinder, und von Klein auf zusammen. Wir mußten beide das Bekenntnis laut sagen; es soll auch gut gewesen sein. Am Abend, so war es Brauch, kamen alle noch einmal in einem Garten zusammen zum Abschied. Heinrich gab mir auch zuletzt die Hand und kam nochmal in unseren Hof. Er sollte in eine höhere Schule, und ich wollte mit einer Dame, die im Sommer in unserem Dorfe lebte, mit reisen als Dienstmädchen, da meine Mutter Witwe und arm war. Heinrichs Eltern waren wohlhabend und sahen mich sehr von der Seite an. Am Türchen gab er mir nochmal die Hand und sagte: „Lowis, vergiß mich nicht. Du und ich wir gehören zusammen. Da beißt keine Maus keinen Faden ab.“ Arg froh war ich darüber; aber austun wollte ich mir's nicht. Ich sagte nur: Ja, ja — und lief in die Stube. Lange habe ich wach im Bett gelegen, bis ich einschlafen konnte. Ich war so froh und glücklich innerlich, wie nie mehr in meinem Leben. Wenn ich allein bin und alles so still in der Stube ist und ich den Lappen sehe, lebe ich die Glückseligkeit immer wieder durch. Ja, es war ein schönes Kleid, kannst es glauben. Nochmals wurde zärtlich über den Lappen gestrichen, und die Wees Lowis sah ganz glücklich aus. Vom Heine hätte ich gern noch mehr gehört; aber

das stand in einem andren Lappen. Es kommt alles nach und nach, sagte Wees Lowis.

Heute kam ich recht betrübt zur Wees Lowis. Mutter hieß mich mein neues Brilliantenkleid ausplätten; ich gab's der Male, und die brannte mir ein kleines Loch hinein. Nun mußte ich am Kleide herumflicken, — und Mutter war ernstlich böse auf mich. So bin ich ganz betrübt wegen des Kleides und meiner Nachlässigkeit. Die Wees Lowis hatte sich ihren Nelkenstock ans Fenster stellen lassen; er blühte so schön, und ich mußte mich mitfreuen, erzählte auch gleich mein Mißgeschick. Ja, was man nicht im Kopf hat, muß man in den Händen oder Beinen haben, hieß es. Hätteſt du's Kleid selber geplättet, brauchst du's nicht zu flicken. Nimm's dir zu Herzen und mach's ein andermal besser. Setz dich, Rieckchen. Sollst die Geschichte vom roten Lappen mit den schwarzen Punkten hören. Da war ich schnell dabei, und mein Kummer war schon halb weg. Weißt du, was ein Schrepper is, Rieckchen? — Nein. — Das ist ein Mann, der den Leuten zur Ader läßt, Schröpfköpfe stellt und auch Knochenbrüche heilt. In unsrem Dorf war so Einer, Engel war sein Familienname, Teufel hätte er heißen sollen. Vetter Conrad wurde er genannt. Ich kannte ihn gut. Wieviel Schliewer hat er mir aus Händen und Füßen gezogen, wie ich noch so ein kleiner Springer war. Oder meinst du, ich wäre immer so still und brav dageseſſen? Ach, Rieckchen, meine Mutter hat mir Schuh und Strümpfe ausgezogen und gesagt: Verrutsch du dein eigenes Leder! Also eines Nachts wurde ich wach und spüre was im Ohr: ein Sausen und Tollen. Mir wurde es himmelangst. Ich meinte nicht anders, als der größte Ohrwurm wäre drin. Ich weinte und schrie, daß Vater und Mutter aufwachten. Allerlei wurde probiert; nichts half; ich schrie immer toller; da lief mein Vater zum Vetter Conrad, der neben uns wohnte, der kam

auch gleich. Wie er sah, welche Angst ich hatte, machte er ein ganz ernstes Gesicht und sah mich still an. Sowie er näher kam, lief ich zur Mutter und jammerte. Mir war's, als hätte ich eine Zange in seinen Händen gesehen. Alles Vorstellen wollte nichts helfen, bis mir mein Vater ein Kleid vom neuen Zeug versprach, welches ich gesehen, als ich mit der Mutter beim Händler war, das mir so sehr gefiel. Als ich so an das schöne rote Zeug mit den schwarzen Punkten dachte, bekam ich mehr Mut und ließ mich vom Vetter Conrad wenigstens am Arm nehmen. Was ist's denn, Vetter Conrad? Es saust und tobt so arg. Ja, Kind, meinte er, wenn du daran stirbst, ist's dein Tod. Mir wurde heiß und kalt. Da sagte der Vetter Conrad: Her, dein Haarschwanz. Ich wurde wieder ganz ängstlich. Her, dein Haarschwanz, sagte er noch einmal. Endlich nahm ich allen Mut zusammen und ließ ihn meinen Zopf nehmen. Vetter Conrad steckte mir das Ende des Zopfes ins Ohr, rührte darin herum, zog ihn heraus, und was meinst du, was er war, Rieckchen? Ein dicker Floh und weiter nichts. Siehst 'nen do? Wegen so 'ne kleine Ding machst so 'nen arge Lärm, sagte der Vetter Conrad. Nun mußte ich lachen. Meine Eltern waren auch froh, daß es weiter nichts war. Das rote Kleid bekam ich und war so stolz darin, als wenn es Seide wäre. Ueber die Flohgeschichte mußten wir beide dann so herzlich lachen, daß mir mein Kummer ganz verging. Ich glaube, ich werde den roten Lappen nie mehr ruhig ansehen können. Der Vetter Conrad soll Knochenbrüche sehr gut geheilt haben; aber es mußte ihm auch gut gezahlt werden. Es soll vorgekommen sein, daß er bei fünf Rubel genommen hat. Die Leute in ihrem Schmerz willigten in alles. Nachdem der Knochen eingerichtet und die Schmerzen aufhörten, fing mancher an zu handeln und wollt es billiger haben. Aber da sagte Vetter Conrad: Her'sch Geld, oder ich reiße dir die

Knochen wieder auseinander. Gethan hätt er's auch; da gaben die Leut, was sie mußten. Gut hat er's immer gemacht; aber grob war der Vetter Conrad, wie Bohnenstroh. Satan wurde er oft gescholten. Sagte es einer zu laut, dann machte der Vetter Conrad ihm eine Faust und sagte: Kimmts du mer nurr unner die Finger. Zu seller Zeit war's Schröpfen arg im Gebrauch. Da ließ sich mancher bei zwei-, dreimal im Jahr schröpfen, einmal schon bestimmt im Frühjahr, wie die Pferde. Meine Mutter hatte sich so daran gewöhnt, daß sie im März und April Kopfschmerzen bekam, bis sie sich schröpfen ließ.

Da ist noch ein dunkelblauer Lappen; der ist von meinem Arbeitsrock. Meine Mutter und ich hatten bei einer sehr guten Ernte mitgeholfen binden. Die Aehren standen so hoch, daß man nur den sehen konnte, der neben einem stand. Zu der Zeit war es etwas sehr spaßig. Die Männer arbeiteten vor, sie mähten; die Frauen arbeiteten hinterher, sie banden. Da die Frauen den Männern meistens nicht nachkamen, wurden den Frauen Glocken um den Hals gebunden, wie den Kühen. Da wußten dann die Männer, wo ihre Frauen arbeiteten. Jenes Jahr, wo ich meiner Mutter binden half, bekamen wir auch Glocken und mußten anfangs so lachen, daß man die Glocken kaum hörte. Ja, solche Ernten giebt's heutzutag' keine mehr. Das Land ist zu ausgemergelt. Damals trug man so blaue Röcke, ganz kurz waren sie, weiße Hemden aus Leinwand und blaue Mieder. Wenn du mal wieder kommst, kannst du dir aus meiner Kiste 'nen ganzen Anzug nehmen und besehen. Es dunkelte, und ich mußte heim. Wees Lowis war müde geworden, sie mußte ruhen; ich drückte ihr dankbar die Hand. Die lustigen Geschichten hatten meine Sorge verscheucht.

Ich hatte keine Ruhe mehr daheim; die interessante Flickerdecke steckte mir im Kopf. Am liebsten hätte ich immer

bei der Wees Lowis gesessen und ihre Geschichten gehört. Das Kostüm, das noch aus Deutschland stammen soll und in der deutschländer Kiste lag, machte mir auch zu schaffen. Ich mußte sehr aufpassen, um meine Arbeit ordentlich zu machen, wie es Mutter liebte. Es dauerte mehrere Tage, bis ich wieder meine alte Freundin besuchen konnte; es war die liebe Beerenzeit, und unser großer Obstgarten brauchte viel Hände. Mit einem Töpfchen Himbeersaft ließ mich Mutter nach mehreren Tagen gehen. Himbeeren hatte die Wees Lowis so gern. Sie erzählte, wie in ihrer Jugendzeit der Wald voll Himbeeren war, große, süße; auch Erdbeeren, Brombeeren, Kirschen und Schlehen, alles sei wild gewachsen. Damit alles reif werden sollt, durfte kein Kind in den Wald. Es durfte keine Beere zu früh gepflückt werden. Wenn dann die Beeren reif waren, ging am Abend der Büttel mit einer Glocke durchs Dorf, klingelte zuerst und rief dann laut: Morche früh um sechs Uhr wann's leite thut, derfen die Leit inn Wald inn de Erdbeeren (oder Kirschen, Himbeeren oder was gerade reif war). Am andern Morgen — die Sonne war noch nicht ordentlich auf — war das ganze Dorf auf den Beinen. Alles stand mit Körben vor dem Wald. Sowie die Glocke den ersten Ton anschlug, stürzte alles in den Wald, und ein Jeder eilte sich, am meisten zu bekommen. Meine Mutter hielt sich mit mir mehr zurück; sie sagte: Die Ersten raffen nur alles oben weg und lassen das Beste hängen. Die Habgier treibt sie immer weiter; da gehen wir sachte hinterdrein und bekommen doch das Beste. Die schönsten, dicksten Beeren hängen mehr unten. Meine Mutter war eine stille, kluge Frau; die Leute sagten: Die Bachen sieht's Gras wachsen und hört die Mücken niesen. Wenn das nun auch nicht gerade so war, aber das wußte ich: Wenn ich alles so tat, wie meine Mutter wollte, war's allemal gut. Einmal hab ich bei so einem Beerensuchen weiter nichts ge-

kriegt, als eine Watsche von meiner Mutter. Schau den rotsternernen hier. Das war immer unser Schürzenzeug. Mutter hatte gerade am Tage vorher eine neue Schürze für mich gemacht. Das Zeug ist schön fest und fleckt nicht. Ich eilte im Walde voraus ins Gedränge, zerriß an einem Strauch meine Schürze und verlor mich von der Mutter. Als ich sie endlich wiederfand, hatte sie Beeren genug und ging mit mir heim. Ich durfte an jenem Tag nichts mehr pflücken und hatte noch die Watsche weg. Aufs andremal war ich gescheiter.

Blau mit gelben Tupfen — so hatte die Krutze-Großmutter 'n Kleid an; die hat's noch aus Deutschland; es war starke Leinwand, erzählte die Wees Lowis weiter. Wie ich noch so'n kleines Ding war, bin ich oft bei der Krutze-Großmutter im gemütlich-warmen Stübchen gesessen, hab mir allerlei erzählen lassen. Das that die alte Frau so gern. Sie hatte eine Enkelin, das war meine Kamerädin. Lieschen — sie war ein stilles liebes Ding. Wir haben viel zusammen mit Puppen gespielt, aus Lappen waren sie, aber es waren doch schöne Puppen; wir hatten sie alle gern, und um Lappen haben wir alle Nachbarsleut angebettelt. Bei der Krutze-Großmutter lag ein großer Filzteppich — Panschuck sagen die Russen drüber. Der war grau mit schwarzen Tuppen — woilock, sagte der Großvater darüber. Der lag über das halbe Zimmer; da stand in einer Ecke das Stollenbett mit hellblauen Vorhängen; dann dem Großvater sein Kanapee, darauf machte er nach dem Essen sein Schläfchen. Daneben ein Schrank. Unten die Thüren waren von Holz, oben mit Glasscheiben. An dem Schrank standen wir oft mit Lieschen und kuckten die schönen Sachen darin an. Blaue Tassen mit blauen Goldrändern, eine Ente zum Butter hineinthun; eine Zwiebel, da kam Honig hinein. In einem Brettchen, das im Schrank angebracht war und Löcher hatte,

standen drei ganz goldene Eier, — das war für uns das Schönste. Wenn da die Großmutetr im Erzählen war, wie sie die goldenen Eier bekommen, vergaßen wir Essen und Trinken, sogar die schönen Lappenpuppen. War die Großmutter gerade so recht aufgelegt, so erzählte sie alles genau: Wie die Kirche im Dorf gebaut wurde, war der Großvater Aufseher. Er war den ganzen Tag beim Bauen, und am Abend erzählte er mir dann alles, was dort vorging. Es war ein alter Kirchhof, wo die Kirche hinsollte. Da sind beim Ausgraben der Erde fürs Fundament noch Särge gefunden, die ganz waren. Da haben manche Leichen noch ganz schön drin gelegen, sind aber dann auseinandergefallen zu Asche, nur die Haare und was von Seide war, das lag da. Manche Tote hatten auf 'em Leib gelegen, als wenn sie sich umgedreht hätten. Da sind viele Leute zum Gucken gekommen und haben sich so fürchtig gemacht, daß manche die Nächte nicht schlafen konnten. Und wie die Kirch' fertig war, wären viele nicht für Geld in den Kirchgarten gegangen. Die Geister der gestörten Toten sollten umgehen und die Erdgräber sollen viel Geld fürs Graben bekommen haben. Es wollte keiner mehr graben aus Furcht vor den Geistern, die dann in der Nacht zu ihnen kämen. Ja, Kinder, ich hab mich bald selber gefürchtet, aber der Großvater hat mich ausgelacht; er hat gesagt: Wenn die Toten im Himmel sind, wollen sie nicht kommen. Sind sie aber in der Hölle, so können sie nicht kommen, — und so ist's auch, gelt, Kinderchen? Dabei sah uns die alte Frau mit ihren guten Augen so freundlich an, daß uns die Gänsehaut, die uns den Puckel raufgekrabbelt war, wie 'ne Katz wieder 'runter rutschte. Als die Kirche fertig war, und inwendig allerlei vergoldet wurde, hat der Pastor die drei Eier ausgeblasen und für mich vergolden lassen zum Andenken. Die zwei schönen Tassen hat mir der Baumeister geschenkt, eine für mich, eine für

meine Tochter, dem Lieschen seine Mutter. Der Großvater neckte an uns beiden immer herum. Wir würden die Großmutter beim Spinnen stören; sie könne sich beim vielen Erzählen die Finger nicht ordentlich ablecken; der Faden würde dadurch zu grob — und er bekäme die Füße voll Atzelsaugen. Mich frug er: Kannst schon lese un koche? Unser Liesche kann schon lese un koche — nur was se kocht, kann kaner esse un lese thut se drecker. 's Lieschen steckt allemal den Kopf in Großmutters getupften Rock und schämt sich. Doch mußten wir immer über seine Späße lachen. Mich nannte er Loischen. Wenn ich sagte: Ich heiße Luischen, dann sagte er: Geh nur, ich war bei deiner Taufe; das Ammfrauchen hat „Loischen" gesagt. Ja, unser Lieschen, das ist ein Gescheutes; es sagt über die Leit: Laßt mich meine Kreppel in eurem Fett backen; ihr dürft auch euer Fleisch in meiner Supp kochen. So ging es, bis die Großmutter sich erbarmte und rief: Großvater, laß mir meine Kinderchen gehen. Dann sang sie das Lied vom Vöglein, das sein Weibchen verloren:

Trauernd sitzt ein armes Vöglein
Auf dem grünen Ast und girrt,
Denn sein vielgeliebtes Weibchen
Hat sich weit von ihm verirrt —

Ich kenne nur noch das traurige Ende, wobei wir am liebsten geweint hätten:

Und als das Weibchen wiederkam,
Das Männchen tot im Neste lag,
Dem Weibchen auch das Herzchen brach.

Der Großvater machte uns schnell wieder lustig. Ratet mal schnell, sagte er:

Eine Zwiebel rund und hart —
's ist 'ne neue Zwiebelart,

mach sie auf un kuck hinein,
's wird was Süßes drinnen sein?

Das war die mit Honig gefüllte Zwiebel im Schrank. Lieschen hat es geraten; ich war darin nicht so flink.

An der Wand hingen eingerahmt die Konfirmationsscheine von Großvater und Großmutter — und Lieschen's Mutter; dann ein Gedenkblatt vom Kirchenbau, Großmutters Brautkranz mit viel grünen Blättern und verblaßten Rosen — alles unter Glas. Der Kranz sollte der Großmutter mit ins Grab gegeben werden. Das bekamen wir oft zu hören, und es wurde auch befolgt. Das sind mir liebe Erinnerungen, sagte die Wees Lowis; da seh ich meine ganze Kindheit vor mir, wenn ich den Lappen anblick. Der Großvater hat vom Aberglauben nichts gehalten; er sagte immer: Aberglauben und auf einem Stock geritten — ist so gut wie zu Fuß gegangen. Fürs Frieren, wie die Leute sagten, hat er ein Mittelchen gegeben, und es soll vielen geholfen haben. Er hat etwas aufgeschrieben; dann den Zettel eingenäht und den Kranken um den Hals gehängt. Nach acht Tagen mußten sie die Zettel wiederbringen. Da hat er ihn verbrannt, und die Asche im Wasser eingegeben. Die Großmutter wollte wissen, was er darauf schreibt. Da hat er's ihr erzählt, und das Lieschen hat's gehört und hat's dann mir erzählt: Der Schinder und der Beibel sind zwei lustige Gesellen. Wenn sie dich net hole, werden sie dich net wolle. Die Großmutter wär bös' geworden, sagt's Lieschen, weil der Großvater die Leit so anführt; aber der hat gesagt, er thut den Leuten keinen Schaden; sie wären sonst in ihrer Dummheit noch zu schlechterer Arznei gekommen. Die Mädchen im Dorf hat er weißgemacht: Sie sollen ihren Liebsten Fledermausherzen einnähen in den Rock oder Hose, aber daß sie's nicht merken — da müßte dann der Liebste sie liebhaben und heiraten; da wäre denn auch richtig eine Zeitlang Jagd auf Fleder-

mäuse gemacht worden, und die Leute hätten sich gewundert, was die Mädchen nur vorhätten. An spaßigen Einfällen hat's dem Mann nicht gefehlt. Die Großmutter mußte immer dipschen an ihm; sonst wär's allzumal arg geworden. Gut haben die zwei Leut mit einander gelebt, sind auch kurz nach einander gestorben. Mir ist damals bald ein Stück vom Herz mitgegangen; und das Lieschen wollte sich tot weinen. Geerbt hat sie alles; aber gebraucht hat sie nicht viel davon; sie ist an der Schwindsucht gestorben, wie ihre Mutter. Die soll es von ihrem Mann geerbt haben. Das ist so in manchen Familien bei uns; es sterben ganze Familien aus.

Lange Zeit hat mir die Wees Lowis nichts erzählen können; es war Regenwetter, und da ging's ihr allemal schlechter. Wenn die Sonne rauskommt, falle ihr ein Stein vom Herzen, und alle Beängstigung sei weg, sagte sie. Zur guten Stunde kam ich wieder einmal hin und bekam die Geschichte vom blaueksteinigen Lappen zu hören. Es ist eine lehrreiche Geschichte, sagte die Wees Lowis, und es ist nicht gut, wenn der Mensch zu gutmütig ist. Er muß auch ordentlich und sparsam sein, wenn er vorwärtskommen will. Unsere Nachbarsleute — Köhler haben sie geheißen — waren als brave, gute Menschen bekannt; die Köhlerswees hat keinem Menschen was absagen können. Es hieß bei ihr nur immer: Ach, deß is net scheen — oder: Deß derf man net. So gut sie auch waren, so schlosig und schlamprig waren sie auch. Mit dem ältsten Mädchen ging ich zur Schule; es war ein stilles, braves Mädchen, das Evchen. Wir bekamen mal einerlei Kleider. Gerade die blaueksteinigen. Meins mußte ich, wenn ich aus der Schule kam, ausziehen; zu Haus ist noch dein altes Kleid gut genug, sagte die Mutter. Das Evchen hat, bis sich's gelegt hat, in seinem neuen Kleid rumgeschlampt — wenn's nicht auch noch drin geschlafen hat —, so sah es aus. Zu Weihnachten war's hin — und meins

war noch wie neu. So war alles beim Nachbar Köhler. Kraut haben sie mal abgeladen gegen Abend, gerade im Hof in eine Ecke, und ein paar Tage liegen lassen, bis es ins Anbar kam. Da suchte die Wees Köhler ihr Freckel. Es war schon groß vom Frühjahr her, und konnt's nicht finden. Wie sie's Kraut nach einer Woche wegthun, liegt's Freckel tot drunter — und stinkt schon. War's Freckel und's Kraut hin — so giebts Leute. Das Heu wurde so lang auf der Wiese liegen lassen, bis es faul wurde, und kein Vieh es mehr fressen wollte. So kamen die guten, fleißigen Leute zu nichts, weil sie zu nachlässig waren. Das Evchen hat später auch gedient, kam aber von einem Platz auf 'nen andren; eine Frau sagte einmal zu meiner Mutter: Das Evchen ist brav und fleißig, aber weil sie so nachlässig ist, geht einem so viel verloren. Darum muß ich sie wegschicken. Ja, liebes Kind, die Ordnung ist was wert; eigentlich habe ich die richtige Ordnung erst bei meiner Dame gelernt. Da hatte jeder Gegenstand seinen Platz, und ich konnte alles im Dunkeln finden. Gut, daß meine Mutter mich schon so früh zur Ordnung angehalten. Da ist's mir nachher nicht so schwer geworden bei fremden Leuten. Mutter sagte mir daheim immer, wenn ich ihr die Geschichten wieder erzählte: Wees Lowis sei meine beste Lehrerin; sie sah es auch gern, wenn ich die alte Frau besuchte.

Wees Lowis erzählte mir auch einmal von einem Dorf, wohin sie mit einer Bekannten fuhr. Dort tragen die Frauen noch Zwickelstrümpfe; das sind dunkele Strümpfe, die haben an einer Seite eine zwei Finger dicke Borte, vom Knöchel bis oben hin gestrickt. Rote Rosen und grüne Blätter. Es sieht sehr hübsch aus. Der kurze Rock von eigner Wolle gesponnen und gewoben, grellrot und dunkelblau gestreift, ein weißes Hemd mit kurzeln Aermeln und ein schwarzes Sammetmieder. Früher trugen sie noch kleine Sammet-

häubchen mit Bändern, jetzt aber tragen sie schwarze oder bunte Tücher. Sieh, da ist auch noch ein Lappen von solch einem Tuch. Damals bekam ich eins, weil ich einige Tage nähen half. Es war eine Braut im Hause; die Leute in diesem Dorf sollen aus dem Elsaß stammen, sagte unser Lehrer. Sie haben so eine apartige Sprach: zum Regenschirm sagen sie Parablie, und wenn sie lustig sind, sagen sie: wir machen uns pläsier. Zu Vater und Mutter sagen sie: päre und märe. Die Männer tragen im Winter aus selbstgewebtem Tuch sehr breite Hosen und eine Jacke mit Falten unter der Taille, genannt: Wams. Hohe schwarze Hüte, genannt: schap. Ihre Sprache war uns fast unverständlich; es thät graduhn, das heißt es hat geregnet; oder: ich thät malad' gelege hon — das heißt: ich habe krank gelegen. Es ist ein großer, meist schöner Menschenschlag. Viel geneckt wurden sie. Wenn die Männer mit ihren breiten Hosen zu Markt fuhren, die hinten aus dem Schlitten herunterhingen, riefen die bösen Buben aus andren Dörfern: Vetter, euer Zelttuch schlaaft nooch. Da ärgerten sich die Leute sehr. Sie behielten ihre Tracht durch hundert fünfzig Jahre. Das Dorf soll 25,000 Einwohner haben. Schöne Häuser, zwei Schulhäuser, eine Kirche, Pastorat, Krankenhaus, und einen Doctor. Aber echte Bauern sind es noch.

„Geh für heute heim," unterbrach sich Wees Lowis. „Habe dir heute mehr erzählt, als wegen dem Lappen nötig war." Als ich daheim davon erzählte, nickte mein Vater und meinte: Es ist alles richtig so. Nach ein paar Tagen huschte ich gegen Abend wieder zu meiner alten Freundin. An der Decke war noch ein interessanter Lappen, der aber nicht von einem Kleide sein konnte. Wees Lowis sagte mir dann auch, daß dieser rot und grün gestreifte Lappen von einer Decke sei, die sie nähen half. Sie hatte ihn von der Frau eines Zuckerfabrikanten bekommen, bei der ihre Dame zum Besuch war.

In unserer Nachbarkolonie hatte ein lutherischer Pole eine Zuckerfabrik erbaut. Der Herr wurde nur Sowotschick genannt, und seine Frau hieß die Sowotschickse. So sagten die Leute unter sich. Aber ins Gesicht hieß es: Herr und Frau. Das Dorf war klein, mit 3000 Einwohnern, aber von hohen Bergen und viel Wald umgeben, und hatte wenig Getreideland. Die Bauern pflanzten Rüben für die Fabrik, und im Winter arbeiteten die jungen Leute in der Fabrik selber. Die Leute hatten so immer guten Verdienst. Besuch war im Sommer viel da, und ich hatte tüchtig mit zu helfen, da die Bedienung nicht immer ausreichte, habe auch manch schönes Kleid oder Stück Zeug von der Hausfrau dafür bekommen. Ein schöner großer Garten war da mit Obst und Beeren, davon man auch immer naschen durfte. Ein Warmhaus, in das ich auch zuweilen gehen durfte, war auch da, mit schönen seltenen Blumen, mit Apfelsinen- und Citronen-Bäumen. Das war der Hausfrau ihre Liebhaberei. Fünfunddreißig Jahr war die Fabrik in dem Dorf, und dem Herrn und den Leuten ging es gut. Die Fabrik war schon alt und sollte umgebaut werden; die Leute wurden mit ihrem Sawotschick nicht einig wegen dem Rübenbau. Da verkaufte der Herr die Bretter zu Brennholz und zog mit seiner Familie weg. Das damals so blühende Dorf verarmte, Getreide konnte auf dem, von den Rüben ausgesogenen, Lande nicht wachsen. Viele Leute zogen weg. Es soll ihnen hernach ihre Starrköpfigkeit leid getan haben. Die Leute stammten aus dem Süden Deutschlands; es waren meist kleine schwarzhaarige Leute mit Namen, wie sie in andren Dörfern nicht vorkamen. Arg hitzig waren sie, und es soll dort viel Streit gegeben haben. Sie sagten anstatt Hast du: Hoscht de, und statt Bist du: Bischt de. Nähgarn heißt Nätz. Ihre Familiennamen waren: Tamblon, Rudy, Wegesser, Pauli, Rothermel u. a. Auf ihrem Kirchhof haben sie an-

statt Blumen Puppen auf Kindergräbern, oft recht schöne. Vier bis fünf Lappenpuppen auf einem Grab. Die Knaben bekamen Jungenpuppen, die Mädchen Mädchenpuppen von ihren Pathen oder Verwandten. Alte Leute bekommen Kronen aus Papier gemacht, schwarze oder weiße, die Bräute aus Goldpapier. Mir hat es gefallen, die Kronen sind geflochten, rund und hohl. Bei uns im Dorf waren Blumenmacherinnen; eine arbeitete schon vierzig Jahr, und sie wurden immer schöner, aus Zeug und Papier. Die bekamen die Kinder in den Sarg und ins Grab. „Wenn ich sterbe, Rieckchen, gieb mir nur auch ein paar Blumen in die Hand; ich habe die Blumen immer so gern gehabt." Wees Lowis reichte mir die Hand, ohne ein Wort zu sagen Ihre Stimme war schwächer geworden, und mir deuchte, daß ich nicht die Geschichte von allen Lappen hören werde. Als ich's Mutter sagte, ging sie den nächsten Tag allein zu Wees Lowis mit allerlei Erfrischungen und fand sie recht matt. Ich durfte einige Tage nicht zu der lieben, alten Frau. Als ich dann wieder hinkam, rief Wees Lowis mir zu: „So bist wieder da? So ist's recht, setz dich." Wir hatten einen Läuter, Hafner hieß der Mann; der hatte die Glocken im Turm unsrer schönen Reformierten Kirche zu läuten. Wenn am Sonnabend Abend die Glocken den Sonntag einläuteten, die Männer ihre Kappen abnahmen, die Frauen und Kinder mit gefalteten Händen: „Ach, bleib bei uns, Herr Jesu Christ, weil es nun Abend worden ist" beteten, wurde es einem ganz feierlich, und es war, als ob ein Friedensengel über dem Dorf schwebe. War jemand gestorben, so läutete es feierlich und traurig, auch so bei einer Beerdigung. Doch Sonntag zum Gottesdienst oder zu einer Hochzeit gabs allemal ein fröhliches Geläut. Der alte Hafner sagte, so könne nur er läuten. Etwas dummrig war die ganze Familie, wurde auch im Dorf viel genarrt. Der Alte konnte das Geld nie unterscheiden. Da ließ er sich außen

an seiner Bettstelle fünf, drei, zwei und ein Kopeken aufmalen, und wenn er mit seinem Gelde nicht zurecht kam — denn den Leuten traute er nicht —, lief er an sein Bett und paßte das Kupferstück auf die genannte Form. Mit einem Rubel lief er zum Schulmeister. Uns Kindern hat er immer erzählt, oben im Turm sei ein Geist. Da wir ihm nicht recht glauben wollten, so wollten ein paar Jungens mal den Geist sehen, und wir Mädels sollten dann auch mit. An einem Sonnabend — auf der Treppe zum Turm war es schon recht dunkel — da schlichen wir hinter dem Läuter her; er sollte uns nach dem Läuten mal den Geist zeigen. Zwei Treppen hatten wir schon erstiegen, die dritte wollten wir nicht hinauf; denn da war ein Thürchen zum Kirchenboden und da sollte der Geist sitzen. Die Glocken waren eben verklungen, wir hörten auf zu schnaufen und warteten. Alles blieb still. Auf einmal schrie der Alte: Er kommt. Da flog auch schon etwas mit schaurigem Geschrei auf uns los. Wir die Treppe hinunter, so schnell es ging. Ich fiel, fast unten angekommen, auf der Treppe hin, etwas Schweres neben mich, schlug auf mich los, fauchte und kratzte. Mir schwanden die Sinne; die andern Kinder sprangen übers Geländer oder fielen hin, wie ich. Es muß ein schreckliches Geschrei gewesen sein; denn es kamen Leute. Ich wurde heimgetragen, mein Fuß war verstaucht, der Arm vom „Geist" zerkratzt, mein Rock zerrissen, und ich selber halb tot vor Schreck. Als die Geschichte sich aufklärte, bekam der alte dummrige Mann tüchtige Schelte vom Vorsteher. Das Gespenst war eine junge Eule, die der Alte oben aus dem Nest genommen und uns nachgeworfen hatte. Es war schon ein großes Tier und hat mir den Arm ordentlich zerkratzt und mein Kleid zerrissen. Wegen dem verstauchten Fuß mußte ich zwei Wochen liegen. Der alte Läuter besuchte mich, und es tat ihm doch leid, weil ich am schlimmsten dabei abkam. Da schenkte er mir Zeug zu einer

Schürze zum Andenken an den „Geist“, wie er meinte; und ich sollte nicht mehr so dumm sein und ihm alles glauben, und wenn ich mal sterbe, so wolle er mir sein Allertraurigstes läuten. Nun sterben wollte ich noch nicht, aber das Zeug zur Schürze gefiel mir sehr. Sieh mal her, Rieckchen, sagte Wees Lowis, wie fein blau und weiß gesteint das Zeug ist. Es wurde sellemal viel erzählt von unsren Sarpinka-Händlern, daß bei der Ausstellung in Petersburg die Kaiserin sich solches Zeug genommen hat, und da wollten denn viele solch Zeug haben. Siehst du, Rieckchen, so kommen meine Gedanken durch meine Lappendecke überall herum. Nun mußte ich gehen; ich sah es der Kranken an, daß sie müde geworden war, drückte ihr dankbar die Hand und ging nach einem: Gute Nacht, Wees Lowis, heim.

Nach einigen Tagen erlaubte mir Mutter wieder, meine alte Freundin zu besuchen. Wees Lowis saß recht bleich im Bett, gab mir ihre Hand und sagte: Gut, daß du heute kommst, Rieckchen, heut' darfst du meinen Kasten aufmachen. Ich will dir alles zeigen und auch noch selber alles sehen. Vielleicht kann ich dir noch manches erzählen, vielleicht auch nicht, sagte sie leise. Ich wollte ganz betrübt werden; aber die Aussicht, in die große Kiste schauen zu dürfen, überwand allen Trübsinn. Den großen Schüssel mußte ich unter Wees Lowis Kopfkissen hervorziehen, ihn ins große Schlüsselloch, mitten ins grüne Herz hineinstecken und umdrehen; es gab einen lauten Klang, und der Deckel sprang auf. Nun wurde ich belehrt, die Nebenlade im Kasten zu öffnen, das schmale Deckelchen hielt den großen Kastendeckel offen. Mir klopfte das Herz. Was sollte ich nun tun? Ich schaute zur Wees Lowis hin, die lag jetzt bleich da und sagte: Tu alles nach und nach ordentlich raus, Rieckchen. Da kamen zuerst Tücher, kleine und große, Röcke und Jacken, alles schön glatt zusammengelegt. Oben auf das Gesangbuch, Taschentuch

und das weiße Häubchen, worin ich Wees Lowis immer in der Kirche gesehen. Alles legte ich auf den Tisch. Da kamen Wäschestücke, dann etwas in ein weißes Tuch eingeschlagen. Als ich es loswickelte, war es ein dunkelblauer Rock, weißes Hemdchen mit kurzen Aermeln, eine weiße, feine Schürze, schwarzes Sammetmieder mit silbernen Knöpfen daran, ein kleines Sammetmützchen, länglich mit schwarzen Bändern, Zwickelstrümpfe und niedrige Schuh. Nun sollte ich alles selber anziehn. Wees Lowies wollte sehn, wie mir alles steht. Ich war gleich dabei, konnte aber vor lauter Freude lange nicht fertig werden. Da lag noch im Nebenlädchen in einem Kästchen mehrere Schnüre Granaten, Collerelle genannt, die legte ich mir um den Hals. Da es keinen Spiegel gab, konnte ich nur um mich herum sehen. Aber Wees Lowis sagte: Ich sähe wunderschön aus, was ich ihr auch glaubte; denn solch ein altes schönes Gewand — das von der Ahne her noch aus Deutschland stammte, mußte jedem stehen. Als wir beide uns genug gefreut hatten, zog ich alles wieder aus und legte alles wieder zusammen; dann langte ich noch Schürzen, Röcke und ein poliertes Kästchen aus der Kiste und gab es Wees Lowis. Die drückte auf ein kaum sichtbares Knöpfchen, und der Deckel sprang auf. Verwelkte Blumen, Briefe und Bilder lagen darin. Das sind Blumen vom Grabe meiner Eltern, von meiner Konfirmation und dieses von ihm beim Abschied, als er nach Amerika ging. Nach Amerika: Wees Lowis — warum denn? frug ich ganz erstaunt. Setz dich, Rieckchen, riegel aber erst die Tür zu. Alles, was hier ist, sollst du sehen und wissen. Also mein Heiner selig kam nach unsrer Konfirmation in eine landwirtschaftliche Schule. Von da bekam ich öfters Briefe durch seine Schwester, die mir gut war. Dann kam es so: In den siebziger Jahren sollten die Deutschen auch Soldaten werden, und wer das nicht wollte, verließ seine

Heimat und zog nach Amerika. Heiners Schwester Marie, die gerade Braut geworden war, ließ sich trauen und zog mit ihrem Manne auch hin. Heiner, der zur Hochzeit kam, zog mit. Es zogen damals aus unsrem Dorf bei fünfzig Familien nach Amerika. Vorher sahen wir uns noch öfter in dem großen schönen Obstgarten von Heinrichs Eltern. Ich war sehr betrübt, aber Heiner malte mir die Zukunft in Amerika, wohin ich, wenn Heiner sich eingelebt und ein Geschäft angefangen, auch reisen sollte, sogar mit meiner Mutter, wunderschön aus. Der Abschied wurde mir recht schwer; ich konnte lange Zeit nicht mehr ordentlich lachen, und Tränen kamen bei jeder Gelegenheit. Doch lange blieb ich nicht daheim. Als die Dame, bei der ich diente, wieder in die Stadt zog, ließ meine Mutter mich auch wieder mitziehen. Lange bekam ich von Heiner nichts zu hören; erst als ich meine Mutter wieder einmal besuchen durfte, steckte mir ein Freund von Heiner einen Brief an mich zu. Wie oft ich den Brief gelesen, kann ich dir nicht sagen; aber auswendig kenne ich ihn heute noch. Meine Dame wunderte sich über mein neues, frisches Wesen. „Was doch so ein paar Tage bei der Mutter tun," meinte sie. „Weißt du, Lieschen, ich werde dich öfter zur Mutter lassen; du warst auch schon zu traurig in letzter Zeit." Nun schrieb ich einen langen Brief an Heiner und brachte ihn selber auf die Post. Vier Jahre waren vergangen; ich bekam und schrieb Briefe, wenn auch nicht oft. Heiners Briefe waren so voller Hoffnung, daß ich immer hätt' singen können. Oefters hätte ich heiraten können, aber ich wollte nicht. Meine Mutter wurde ernstlich böse auf mich; ich hatte mir Geld und viele Sachen verdient; und meine Dame, die mich gern hatte, wollte für eine Aussteuer sorgen, wie sie immer sagte. Dann kam eine schwere, schwere Zeit für mich; ich bekam lange keinen Brief von Heine und wurde immer stiller und stiller, sodaß meine

Dame mich heim zur Mutter schickte. Daheim hörte ich nun von Heiners Freund, daß die Eltern einen Brief von ihrer Tochter bekommen und daß Heiner auf der Jagd verunglückt wäre. Wie ich nun heimkam zur Mutter, weiß ich nicht mehr. Mutter saß gerade am Spinnrad; ich warf mich in ihren Schoß und weinte, weinte, bis meine Mutter mich etwas beruhigt hatte. Dann erzählte ich ihr alles: mein Lieben, mein Hoffen und mein zerstörtes Leben. Wie gut 's dem Heiner gegangen war — erst hat er drüben gut Englisch gelernt, dann diente er in einer Bude, und zuletzt hatte er sein eigenes Geschäft. Uebers Jahr sollte ich mit der Mutter zu ihm hinziehen. Nun war alles, alles aus. Oh, Kind, ich wollte sterben, und zuletzt mußte meine Mutter streng werden. Nach zwei Wochen mußte ich wieder in meine alte Stellung zurück, und meine Mutter begleitete mich. Sie hat wohl meiner Dame alles erzählt; denn die war so freundlich und nachsichtig, wie nie früher.

Zehn Jahre lebte ich noch bei meiner lieben Dame; dann fing sie an zu kränkeln und starb. Ich habe sie gepflegt wie meine eigene Mutter. Nach der Beerdigung fuhr ich heim; ich hatte viel geschenkt bekommen und war auch im Testament reichlich bedacht. Mit meiner Mutter lebte ich noch fünf Jahre zusammen; dann drückte ich auch ihr die Augen zu. Seither wohne ich in meinem Häusel in dieser kleinen Stube allein. Die größere Stube nebenbei habe ich vermietet. Heiraten und dienen habe ich schon öfters können, und allemal gut. Aber ich blieb ruhig daheim, habe auch hier Arbeit genug gehabt. Auch Heiners Eltern durfte ich pflegen und zur letzten Ruh' begleiten. Seine Mutter sprach zuletzt noch viel gut mit mir von Heiner, sie trug großes Leid um ihn. So lieg ich nun ruhig und warte, bis der Herr mich zum Heiner ruft. Hier sind drei Bilder von ihm. Ich betrachtete lange seine Bilder, ein schmuckes Paar wär's ge-

wesen. „Warum hat's der liebe Gott nur so gemacht, Wees Lowis, und nicht anders?" „Ich hab' anfangs auch gemurrt, Kind; doch so sollte es sein; ich beuge mich. Wenn ich gestorben bin, Rieckchen, die Bilder und Briefe leg' mir aufs Herz, nimm unten aus dem Kasten noch einen Packen; da ist mein Sterbekleid, auch Strümpfe und Schuhe. Wenn ich tot bin, plätte es gut auf, zieh' mir's an und auch meine Sonntagshaube. Alles liegt bereit. Die Kiste mit allem, was darinnen ist, sollst du haben, Rieckchen; was du nicht willst, gib es den Armen; es sind immer welche da." Nun konnte ich immer nur weinen. Auf Wees Lowis ihr Geheiß legte ich alles wieder in den Kasten, schloß zu, und ein lauter, heller Klang ging durch die Stube. Wie ich hinschaue zum Bett, hatte die Kranke die Augen zu. In der gesunden Hand hatte sie seine Briefe. Leise steckte ich ihr den Schlüssel unter das Kissen und ging still heim. Es war schon dunkel; ich ging ohne zu essen ins Bett. Mutter saß lange bei mir; ich konnte ihr unter Tränen nur langsam meine letzten Erlebnisse erzählen. So schlief ich bald fest und traumlos ein, und schlief bis zum hellen Tag. Da weckte mich der dumpfe Ton der großen Kirchenglocke, dann mit drei Glocken ging's langsam und traurig, dann wieder dumpfe Glockenschläge, ein Zeichen, daß wieder ein altes Menschenkind in die Ewigkeit abgerufen sei. Wie ich anfangen wollte, zu denken, kam Mutter herein. „Rieckchen," sagte sie leise, „die Wees Lowis ist mit ihrem Heinrich vereint. Wie du sie gestern verlassen, mit Heiners Briefen in der Hand, fand die Nachbarin sie tot. Ich war eben drüben. Komm, kleide dich schnell an, wollen unsere alte Freundin schön betten. . ." Alles haben wir ihr nach Wunsch gemacht und sie mit viel Blumen und unter Tränen, welche auch die Armen des Dorfes ihr nachweinen, zur ewigen Ruhe begleitet. Ihr Häuschen mit allem, was darin war, sollte für die Armen des Dorfes bleiben.

Dafür sollte der Pastor sorgen. Die Kiste kam in meine Stube. Als ich nach langer Zeit den Deckel aufmachte, sah ist erst, daß auf dem Deckel innen ein Meter mit halb und viertel aufgemalt war. Auch die Monate waren gemalt; dann standen verschiedene Namen und die Jahreszahl 1810. Der letzte Name war Luise Bach; die letzten Lappen von der Flickerdecke wußte ich nicht zu deuten. Dies Geheimnis nahm die Wees Lowis mit ins Grab. Die Decke hat Mutter einer kranken, alten Frau gegeben und ihr gesagt: Wenn ihr die Zeit lang würde, sollte sie nur die Decke ansehen; jeder Lappen habe seine Geschichte.

'S Katchen

Der Vetter Adam hatte sich aufs Canapee gestreckt und seine Pfeife angezündet. Seine Frau spann Wolle zu Strümpfen, und das Katchen, ihr einziges Mädel, flickte Hemden. Die Schwägerin kam nicht herum mit dem Flicken; die fünf Kinder, die im Nebenzimmer schliefen, machten viel Arbeit, und der Hannes und Conrad brauchten auch viel. Bei der schweren Arbeit verreißen eben die Mannsleit auch viel, und immer Neues kaufen, das wollte der Date nicht. „Mit dem Alten muß man's Neue erhalten," meinte er, „zu was sind denn die Weibsleit auf der Welt; eigentlich doch nur zum Flicken und Kochen." Die Lampe, die an einem langen Draht von der Lage herunterhing, schien hell genug für alle, und lange saß man nie auf. Um acht Uhr machten die Alten schon lange Augendeckel. Es half nichts, daß sie sich gegenseitig Steiperchen anboten. Der Date dampfte still vor sich hin; er hatte so mit seinen Gedanken zu tun, ob der Winter dieses Jahr lange anhielt; ob's Futter fürs Vieh scheen reiche tät und wie's mit dem Brenzel wird. „Man denkt, 's kennt reiche," sagte er laut. Die Mutter sah vom schnurrenden Rädchen auf: „Mant 's Brenzel oder 's Futter, Vatta?" „Alle beed man ich," sagte der Alte. "'S werd jo," meinte sie. Katchen sah hier und da verstohlen nach dem Fenster. Der Heinrich wollte kommen, nun wartete sie auf ein Zeichen. Die Uhr schlug sieben. Da wurde leise der Laden etwas geöffnet, ein Zündholz flammte auf — und leise schloß sich der Laden wieder. Katchen legte ihre Arbeit weg, ging in die Küche, holte einen Zinnschöpfer mit Wasser und bot es den Eltern an, ob sie trinken möchten, sie habe gar so argen Durst auf die saure Arbuhs bekommen. Keines wollte

trinken. Katchen ging wieder zur Küche zurück, nahm den gelben Pelz vom Haken, warf ihn über Kopf und Schultern und schlüpfte hinaus. Da wartete der Heinrich schon am Türchen. „Is unser Hannes schon drüwe?“ fragte Katchen. „Ja, do sein noch Mannsleut, die schwätzen von de Buwe, wo sich dran gelooft han.“ „Is nur gut, daß du net mit brauchst,“ sagt's Katchen, und stellte sich näher zu ihrem Liebsten. „Der Date schwäzt aach vom Heirate, er mant uf die Faßnacht.“ „Noddert braucht 's Liedche net mehr singe, Katche. „Ei, du liebe Faßnacht, kommst du denn schon wieder. Vorigs Jahr hab' ich keinen kriegt; dies Jahr auch schon wieder nicht.“

Auf den Straßen war es still; nur selten hörte man den Pfiff eines Burschen, der einem andern ein Zeichen gab. Die Nächte waren dunkel und lang; die Erde war gefroren und lag schwarz da. Eine Weile war's still in der Stube. Der Vater, der wohl merkte, daß das angebotene Wasser ein Vertuschen des Hinausgehens sein sollte, meinte: „Es trinkt lang, das Katche.“ Die Mutter lachte: „Laß nur, Alter, so han mer's grad gemacht.“ „Grad so, Marik,“ sagte er. „Wenn's der Heinrich nur nehme tut.“ „Ach, warum denn net, Adam? 'S Katche is a scheen und fleißig Mädche. An Montur un an Bettsach fehlt's aach net.“ „Des net, Marik, ich hen a Maische peife geheert. Die Ammerie will gern ihr Geschwisterkin ins Haus hun, dem Windmiller sei weiß Annlies.“ „Ach, der Heinrich nommt doch di net; deß was ich,“ sagte ganz entrüstet die Frau. „Komm schlofe, Alter. Des anner werd schon werrn.“ Bald darauf erlosch das Licht.

Als der Hannes heimkam, ratschte er sich ein Hölzchen an und leuchtete sich ans Bett seines Weibes. Der Conrad, der auch ziemlich lang bei seinem Mensch war, und die Katchen trafen sich im Kriliz, gingen leise in die Stube und tasteten sich im Dunkeln auf ihr Lager.

Der Winter war mit Schnee und Kälte angekommen. Die Straßen sahen alle schön weiß aus. Der Schnee hatte die häßlichen Mistholzaschenkippel, die die Weiber vor ihren Häusern aufgebaut, zugedeckt. Die kahlen Bäume, die hie und da vor den Häusern standen, waren wie mit Zucker bestreut und blitzten in der Sonne. Die Kinder, die des Morgens zur Schule mußten, besonders die Mädchen in ihren dünnen Röckchen und Kostchen und Tüchlein, eilten durch den frischgefallenen Schnee ins warme Schulhaus. Gut, wer Filzstiefelchen anhatte. Dem froren doch die Füße nicht. Die Buben hatten es besser in ihren gelben Pelzen und warmen Mützen.

Auf Weihnachten mußte der Pelznickel durch tiefen Schnee mit seinem Sack waten. Am Abend war groß und klein in der Kirche; die Alten zur Erbauung, die Kleinen, um den schönen Baum zu sehen. Es gab gewöhnlich nur drei Bäume im Dorf: in der Kirche für alle, beim Pastor und beim Schulmeister. Aber das Christkindchen kam in die Häuser mit Nüssen, Prenick und Konfekt — für artige Kinder, die ihre Weihnachtslieder hersagen konnten, — sonst kam der Pelznickel gleich hinter dem Christkindchen her. Er hatte den gelben Schafspelz mit der Wolle nach außen an und war ganz mit rasselnden Ketten behängt. Wenn nun eines der Kinder nichts wußte oder Klagen von den Eltern einliefen, gab's Hick vom Pelznickel. Katchen war öfters Christkindchen, hatte alle weißen Bettücher um sich gewickelt, die sie hatte auftreiben können, und bescherte nicht nur ihren Geschwisterkindern, sondern auch den Nachbarskindern. Das lustige, witzige Mädchen wurde überall fröhlich begrüßt. Der Heinrich war dabei immer der Pelznickel; in diesem Jahre wollte Katchen nicht recht heran. Der Pelznickel war schon fertig und mußte lange warten, bis sein sonst so lustiges Christkindchen endlich angekleidet war. Aber es war nicht

wie früher. Der Vater sah verwundert drein. Ob wohl 's Katchen krank war? Die Mutter ging hinaus. In der Küche faltete sie die Hände: „Lieber Heiland, nur deß net." Seit einiger Zeit beobachtete sie ihre Einzige, des Hauses Stolz. Sie war nicht mehr wie sonst. Jetzt wollte sie mit dem Heinrich ein Wort sprechen. Er sollte voran machen mit der Hochzeit; es taugt nichts, das Eckenschluppen.

„Knepp, Schnur, Schlenka und Grappa," hörte man auf der Straße rufen. Die Sonne schien hell, der Schnee knirschte unter den Füßen; die Fenster, an denen die kleineren Kinder, die bei der strengen Kälte nicht hinausdurften, ihre schmutzigen Näschen plattdrückten, waren bis zur Hälfte gefroren. „Knepp, Schnur" tönte es wieder. „Der Jagor, Mutter, derf er reinkomme," riefen die Kinder, für die der gutmütige Russe immer was Süßes in der Tasche hatte. „Loß nur, der kimmt aa so," meinte der Vater. Richtig, da öffnete sich die Stubentüre und Jagor, der Bündelträger, trat herein. Sein Bart und Augenbrauen hingen voll kleiner Eisstückchen. Zuerst stellte er seinen Kasten in die Ecke an den Ofen, schneuzte sich in seinen gelben Pelz, dann sagte er: „Gudn Tag, Vetter Miller, braucht 'r scheene Bänner für scheene Mädche?" „Strasti, Jagor, die Weibsleit brauchen immer was," meinte der Hausvater und blinzelnte nach dem Ofen hin. Da saßen seine Annmarie und noch ein paar Nachbarsweiber auf der Bank. „No, wolle mol gucke, wos de hast, Jagor." Der gefällige Bündelrusse legte alle Sachen, die er hatte, auf dem Tisch auseinander. „Da guck," lud er ein.

Nun ging's ans Betrachten und Feilschen. Jede brauchte was, und allen borgte der Jagor. „Wees, Annmarie," sagte die Lucken, „des Band kauf dem Heinrich für sein Mensch, rot steht der Schwarzen scheen." Die Angerufene runzelte die Stirn und meinte: „Wer waas, wie dem seine mal aus-

sieht?" „No, no," riefen die andern, „die Lucken hot recht. Des is doch fertig. Euer Heinrich un 's Wagners Katche." „Do is nix fertig, des is ka muß, daß des Millers Heinrich die Wagners Katche nimmt." Die Lucken konnte mal wieder ihr Maul nicht halten und sagte: „Ihr werdt doch das fangzähnig weiß Ding, dem Windmiller seins, net herhon wolle." Der Jagor, der merkte, daß es Zank geben würde, was ihm für seine Ware nicht einträglich erschien, rief: „Weibsleit, muß nur was Spaßiges verzähle." Die Frauen horchten auf; der Jagor erzählte oft Schnurren. Auch der Hausvater, der still rauchend am Ofen saß und tat, als höre und sähe er nichts, munterte den Jagor auf mit: „Nur, nur verzählt." „An der Lavele is nen Spaß passiert. Hot aner vor Tag 'nen Wolf tot geschossen, und wie er 'nen Wolf hole wollt, worsch sa Füllche. Er hot globt, sein Füllchen war daham im Stall, un am Wasser das wär 'nen Wolf. Buwe hun Liedche druff gemocht." Die Weiber gingen lachend heim. Der Miller meinte: „Sind denn die Leite dort so dumm?" „Nich doch, Dumme und Gescheite überall sein, nur arg schlotterig sein Leit überall. Muß doch jeder Mensch wisse, wo sein Vieh zur Nacht is." „Wo warscht denn noch, Jagor?" „Wor an Karnisch war an Midweddzar. Gibt's überall gute, aach überall schlechte Leit. Nur faul sinn Leit ball überall. Ganze Winter leie uf Ofenbank, schaffe nix. Wann meener schaffe tät, meener schpare, wärn deitsche Leit an ganz Wolga reich was Gott wor."

Annmarie war voll Zorn und wollt heit noch hinter ihren Alten steigen. Der Heinrich soll die Annlies, awer nich 's Katchen nehme. Die Leit verzählen was. Aeber jetzt grad nich. Das gescheite Katchen hat sie schon von klein auf eschakeniert. Jetzt will ich ihr weise!

Um Pfingsten herum wurde das Gespräch übers Katchen immer lauter. Eines Tages hieß es: Es sei ein Sohn

angekommen. Vetter Adam habe getobt und seine Tochter totschlagen wollen. Die Mutter habe gewehrt. Der Heinrich müsse und wolle se nehmen. Es sei ja andren auch schon passiert. In der Taufe bekam der Bub den Namen seines Vaters: Heinrich. Zur Aussegnung in der Kirche soll 's Katche arg geweint haben; dann aber gewöhnet sie sich daran. Die Leute hörten auf zu sprechen, und besonders dann noch, als der Heinrich beim Vater war und versprach, das Katchen zu heiraten. Der Jung sei fein. Es vergingen Monate. Katchen wurde immer mit Versprechungen hingehalten. Bald war's Ackern, bald die Ernte, bald 's Abholzen der Hochzeit im Wege. So verging ein Jahr. Klein Heinrich — Andruschchen gerufen — war ein prächtiges Kind. Alle, die ihn sahen, fanden, er sähe seinem Vater, Heinrich Miller, sehr ähnlich. Vetter Adam hatte den Buben von allen Enkeln am liebsten. Beim Essen fütterte er ihn, und beim Nachmittagsschläfchen lag er neben ihm. Dem Katchen war er ihr Stolz. Der Heinrich schielte auch gern über den Zaun im Nachbarhof nach dem kleinen dicken Kerl, der im Hof umherwatschelte. Die Uebrigen sahen in dem Buben eine Seele Land mehr bei der nächsten Verteilung. Nur eine war dem lustig krähenden Andruschchen spinnefeind: Die Annmarie Miller. Sah sie mal den Kleinen im Hof oder auf der Gasse, sagte sie laut: Wannts de nur — das Uebrige dachte sie. Die Niederlage gönnt sie der stolzen Katche schon lange; aber daß ihr Heinrich dabei sein sollte, bestritt sie jedem, auch dem Heinrich, und machte ihm die Katche so schlecht, wie sie nur konnte. Er solle doch die Annlies nehme. Das sei doch anders. Der alte Miller war ein gutmütiger Mann und durfte bei seiner Frau nicht viel mucksen. Endlich war der Heinrich soweit, daß er sich mit der Annlies versprechen lassen wollte. Die Katchen bekam Wind davon, ging zum Pastor und verklagte den Heinrich. Nun kamen lange Aus-

einandersetzungen; der Heinrich gestand und hätte das Katchen am liebsten genommen. Das nette Andruschchen, das ihm schon „Date" zurief, hatte sein Herz gewonnen. Aber seine Mutter bearbeitete ihn wieder solange, und noch andere Weesen halfen lügen, daß die Verlobung und das Aufgebot stattfanden. Katchen klagte weiter ans Gericht und sollte 150 Rubel vom Heinrich bekommen. Doch auch das wollten die Millern nicht. Nach der Hochzeit wurde schnell alles verkauft und Heinrich zog mit seiner jungen Frau nach Amerika. Katchen hatte das Nachsehen. Bis das Gericht kam, war nichts mehr zu holen. Da ließ Katche ihren Buben bei den Großeltern und nahm einen Dienst in der Stadt an. Alles ging gut. Andruschchen wurde groß und stark, seine Mutter schickte öfters Geld und Sachen, kam auch zweimal im Jahr, die Ihrigen zu besuchen. Die Mutter frug denn immer beim Katchen an, ob keiner sie haben wolle, vielleicht ein Wittmann. Doch Katchen meinte, der Bube sei versorgt, und ihr gehe es auch ohne Mann gut. Die alte Millern war mit ihren kleinen Kindern ihrem Aeltesten nach Amerika nachgezogen; doch kamen von dort schon mehrere Briefe, daß sie es bereuen. Heinrichs Frau war sehr kränklich und hatte keine Kinder. Die Mutter mußte schwer arbeiten und bekam alle Tage Vorwürfe vom Sohn, daß sie Schuld an allem sei. Jetzt hätte er sein Katchen und das dicke Andruschchen, wenn sie nicht gewesen wäre. Ja, es soll schon viel Zank und sogar Schläge gegeben haben.

Der alte Adam hatte schon lang vergessen, welchen Aerger und Kummer ihm Andruschchens Ankunft bereitet. Jetzt war der Bub sein Sonnenschein. Besonders im Winter, wo wenig Arbeit war und der alte Mann mehr im Zimmer sein mußte. Er hatte seine andren Enkel ja auch gern; aber das Andruschchen mit den schönen dunkeln Augen und dem roten Plappermäulchen war doch sein liebstes. Nur einen Aerger

hatte er in jedem Winter. Vetter Adam hatte eine Schwester, die war an einen ziemlich wohlhabenden Bauern verheiratet; sie hatten ein schönes Haus, einen großen Hof mit Nebengebäuden, und Vieh den Stall voll — alles, was ein guter Bauer braucht. Jeden Winter kam die dreißig Meilen entfernt wohnende Schwester mit ihrem Mann in einem Schlitten, mit zwei guten Pferden bespannt, angefahren. Den Besuch hätt' sich der alte Adam gern gefallen lassen; aber daß seine einzige Schwester, die wohlhabend war, im Sommer große Bauerei treib, im Winter von Dorf zu Dorf betteln fuhr, das war ihm ein großer Aerger. Kam die Zeit im Winter, wo man die Wees Greet erwarten konnte, und es wurde davon im Hause gesprochen, wurde der alte Adam fuchswild, schalt auf das unverschämte Bettelvolk und wollte sie hinausschmeißen. Kam dann die Wees Greet mit ihrem Mann und fing mit weinerlicher Stimme zu lamentieren an, konnte er nichts machen. Hatte sich das Paar gewärmt und gestärkt, fuhr es von Haus zu Haus, von einem Dorf ins andre. Waren die mitgenommenen Säcke voll Getreide oder Brot, womit sie ihre Schweine mästeten, fuhr das Paar heim, leerten die Säcke und fuhren einer anderen Richtung zu. So machten sie es viele Jahre; das war ihr Verdienst im Winter, wie die Wees Greet sagte, „im Winter müsse man aach schaffe."

Eines Tages kam ein Brief aus der Stadt; es gab da einen Mann, der wollte das Katchen haben. Er hätte eine gute Stelle und wär' auch ein charmanter Mann, Witwer ohne Kinder, und Scheidemann schrieb er sich. Die Mutter war glücklich und kramte gleich in Katchen seiner Kiste an der Montur herum und am Bettsack. Das hatte sie auf dem Boden in Säcken hängen. Der Vater hatte nichts dagegen; aber das Andruschchen gab er nicht her; das war sein Jung. Nach einiger Zeit kam wieder ein Brief. Die Hochzeit sollte

auf dem Dorf gefeiert werden, die Trauung in der Stadt, — so wollt' es der Scheidemann haben. Es war Sonnabend vor Pfingsten; die Straßen waren rein gekehrt, die Glocken läuteten den Feiertag ein. Die Leute saßen auf den Bänken vor ihren Häusern, alles atmete Frieden und Ruh'. Da kam vom Walde her die lange Gasse herunter ein Wagen. Vor Adam Wagners Haus hielt er an; es war 's Katchen; sie wollte die schönen Pfingsttage noch bei den Eltern verbringen, ehe sie sich ins Ehejoch begab. Wer weiß, konnte sie da noch die Ihrigen so leicht besuchen; sie hatte viel Geld mitgebracht und bat, die Hochzeit hier zu halten. Nächsten Sonnabend käme der Scheidemann, Sonntag sollte Hochzeit sein, Montag früh müßten sie dann wieder wegfahren, anders könne der Bräutigam nicht abkommen. Die Trauung sollte in der Woche ganz still sein. Die Papiere seien noch nicht in Ordnung. Die Mutter war gleich dabei, der Vater schüttelte bedenklich den Kopf. Daß er den Scheidemann nicht kannte, auch die Papiere nicht in Ordnung waren, machte ihm zu schaffen. Das Andruschchen, sagte er gleich seiner Tochter, gäbe er nicht her; der Junge wollte von seiner Mutter und dem neuen Date auch nichts wissen. Der Großvater war für ihn alles, zu ihm ging er in Freud' und Leid; keiner konnte sich so mit ihm freuen oder ihn trösten, wie der Großvater. Nun wurde gewaschen, geweißelt, gebacken und gekocht, die Gäste waren eingeladen, es sollten alle Verwandten und Freunde kommen. Auch Schulmeisters wurde die Ehre angetan, und sie wurden zur Hochzeit geladen. Sonnabend kam der Bräutigam. Vom Schiff hatte ihn der älteste Bruder Hannes geholt. Nu, sonst konnt man nix sage, es war ein gesetzter Mannskerl mit schwarze Haar un schwarze feirige Aage, so von nerer Jahre dreißig. Mer konnt's gleich sehen, er mußt temperamentisch sein. 's Katche is aach bische grell; deß werd bei deen hortig Feier ins Dach gewe, meinte der

Hannes. Am Sonntag um drei versammelten sich die Gäste. Die große Stube war zum Essen ausgeräumt, da standen mehrere gedeckte Tische, darauf standen Teller mit Petzkuchen, Zuckerkuchen, Riebelkuchen, Tee und Kaffee, wie's jeder wünscht. In der Scheuer sollte getanzt werden; sie war gekehrt und mit Sand bestreut; rundum waren Bänke zum Sitzen. Die Musikanten hatten in einer Ecke ihren Tisch. Die Braut, ganz in Schwarz gekleidet, — es sollte auch ihr Traukleid sein —, der Bräutigam mit Manischka, Manschetten und weißer Kravatte angetan, saß still und ernst neben der Braut. Das schickt sich so; die Schnapsflasche machte die Runde bei den Männern; die Frauen bemerkten, daß, wenn die Reihe an den Bräutigam kam, er immer trank, ohne abzuwinken, was die Männer sonst tun, wie: Es wär' genug, oder: Laßt nur sein. Das junge Volk ging bald zum Tanz, und als der jüngere Bruder der Braut, Conrad, kam, um das Paar zum Tanz zu holen, gingen beide gern mit. Die Braut zog zum Tanz ein helles Kleid an, zweimal rum schritt der Bräutigam, die Braut an der Hand führend, dann fing der eigentliche Tanz an. Die Musikanten spielten: Hier und da bleib ich nicht, hier ist mei Schätzel nicht; hier und da bleib ich nicht; hier ist sie nicht. Will 'n Häuschen weitergehn, laß mich nicht so lange stehn; muß nach meinem Schätzel sehn, muß nach ihm sehn. Dann nahm der Bräutigam ein anderes Mädchen, und die Braut tanzte mit ihrem Bruder. Die Musikanten spielten: Rund herum, rund herum tanzen die Bauern, haben's kein süßen Wein, trinken sie sauren; haben's kein Branntewein, lassen see's Trinken sein. Die Burschen tanzten, gingen dann auch wieder in die Stube, aßen Kuchen und tranken Schnaps. Der Bräutigam verschwand immer öfter, zuletzt sah man ihn mehr bei der Schnapsflasche wie beim Tanzen. Die älteren Leute stießen sich an, zeigten auf den Bräutigam und lächel-

ten. Die Wees Lucken, die ihre Augen und Mund überall hatte, wo es nicht gewünscht wurde, sagte ziemlich laut: Ja, ja, mer hat so Leit, die hon so Kin, die tun so was. Der Hannes, der eben hereinkam und der Lucken, die er nie leiden konnte, ihren Lieblingsspruch sagen hörte, nahm den neuen Schwager mit zum Tanzplatz, wo die Braut, die ihren Ehrentag ausnützte, die Fröhlichste unter den Fröhlichen war. Sie wollte eben wieder mit einem Burschen antreten und ließ sich den Tanz aufspielen: Hab ich nichts, so trag ich nichts, so geht's desto leichter, als sie der ziemlich betrunkene Bräutigam dem Burschen aus dem Arm riß und schrie: „Bei mich gehörst, die Juchtelei hat 'n End." „Man meint, du seist besoffen," sagte Katchen, und da hatte sie auch schon eine Watsche vom Zukünftigen weg. Starr sah ihm die Braut in die rotunterlaufenen Augen und sagte langsam: „Das war die erste und die letzte, du seist ein rechter Ochs." Die Hand hob sich wieder zum Schlag, wurde aber vom Hannes festgehalten, Conrad griff auch zu, und im Augenblick war der neue Schwager im leeren Pferdestall. Die Knute von der Wand, — und der Bräutigam bekam eine tüchtige Tracht ausbezahlt. Dann legten ihn die Brüder auf leere Säcke neben die Haferkiste und machten den Stall zu. Eine Weile hörte man ihn noch toben und schimpfen, dann aber schnarchen. Katchen sprach mit den Brüdern, sie wolle sich verstecken, und der Scheidemann soll am nächsten Morgen allein abfahren. „Wann der jetzt schon schlägt, was macht er erst, wann er mich hat? Sag's dem Vater, mit der Mutter werd ich allein fertig." Es war tief in der Nacht; die meisten Gäste wußten von nichts, auch war es Zeit zum Gehen. Die Weiber hatten sich die Taschen gefüllt für die Kinderchen daheim. Die Wees Marik war genau; die gab nichts mit. Die Männer hatten auch genug, und alles ging mit einem „Gute Nacht" heim. Katchen hatte sich umgekleidet

und ging zu einer Halbschwester, die sie auf dem Heuboden versteckte. Um keinen Preis wollte sie den Scheidemann haben. Den nächsten Morgen, als alle ausgeschlafen, kam auch der Bräutigam mit wirrem Haar und staubigen Kleidern, in denen noch Heu und Stroh vom Stall her hing, — voller Wut wollte er auf die neuen Verwandten losfahren. Aber da kam er an die Unrechten. Der Vater, der eigentlich noch dem neuen Schwiegersohn beistand, wurde nun auch andren Sinnes, als der Mann wie ein losgelassener Stier daherkam. Die Brüder hatten schon eingespannt und deuteten ihm an, er solle sich fortmachen. „Die Knut' hängt noch neben der Haferkiste," meinte der Hannes. Ohne Abschied, mit: „Wart, das sollt ihr büßen," fuhr der entthronte Bräutigam ab. Ohne Zuschauer geht so etwas nie ab, und wie ein Lauffeuer gings durchs Dorf: „Alleweil muß der Scheidemann fort. 's Katche will ihn nett meh; über die Husch gestert." Die Einen meinten, die tut dem grad recht; die andren wieder: die könnt den gern nehme. Wer werd die dumm Orschel doch wolle; die kriegt kein Mann meh. Katchen lag mit Zittern und Zagen auf dem Heuboden und wollte nicht eher herunter, als bis der Scheidemann aus dem Dorf wär. Die Halbschwester hat's vom Conrad gehört, lief an die Bodentreppe und rief: Der Scheidemann is fort, Katche, komm, esse. Das ließ sich unsere Braut nicht zweimal sagen. Herunter war sie. Bei der Wees Lucken gabs guten Kaffee und auch das Trostwort: So an Süffer, Mäche, kriegst de noch lang. Nun ging Katche zur Frau Schulmeister, bei der sie früher schon oft gearbeitet, und klagte ihre Not. Den Scheidemann wolle sie nicht und da könnt's komme, wies wolle. Einer, der seine Braut am Hochzeitstag schlägt, is 'nen schlechter Kerl, und wenn der und ich allein auf der Welt wärn, wollt ich ihn doch nicht. Lieber bleib ich allein mit meinem Andruschka. Die Frau Schul-

meister mußte lachen. Weißt, Katchen, eigentlich sollte man immer die Hochzeit vor der Trauung ausrichten; es wäre besser, wenn einer besoffen ist, kennt man ihn erst. Nun bat Katchen um eine Stelle; aber weit weg müßte sie sein. Solch eine wußte die Frau Schulmeister; drunten in Astrigan hat sie eine Schwester, die ist an einen Bäcker verheiratet und braucht 'ne gute Magd. Da sollte sie gleich hin. Der Schulmeister sollte gleich einen Brief schreiben an die Schwester. Katche sollte heute Abend noch aufs kleine Kupetts-Schiffchen fahren und 'nunter nach Astrigan. Da kann der Scheidemann suchen nach seiner Braut. Der kann sich jetzt eine am langen Berg holen, meinte's Katchen. Und das Andruschchen bleibt bei meinen Eltern. Ich schicke lieber öfters Geld. Katchen gab der Frau Schulmeister die Hand: „Ihr sollt bedankt sein, kann Ihnen auch vielleicht mal was Gutes tun." Der Brief wurde geschrieben; die Frau Schulmeister machte noch ein Päckchen für die Schwester zurecht. Gegen Abend fuhr Katchen mit dem Conrad 'nunter ans Schiff. Dem alten Vater und Mutter war's auch recht so. Eine Schande war die Hochzeit ohne Trauung; aber besser jetzt auseinandergehen, als wenn's zu spät ist. Was die Leit sagen, deß muß man sich net so arg zu Herzen nehme; die habe eben weiter kein Erbit. Auch meinte der Vater, das Katche würde besser ledig bleiben; das Andruschche wird sie schon ernähren, wenn sie einmal alt is. Frau Bäckermeister Belz war sehr froh, als sie den Brief ihres Schwagers erhielt und das schmucke Mädchen, das ihn brachte, gleich als Magd behalten durfte. Die paar deutschen Mädchen, die man in Astrigan auftreiben konnte, waren so faule, schlampige Dinger, daß man sie nicht gebrauchen konnte. Eine Russin wollte sie erst recht nicht; da war man nie sicher, ob sie nicht einen Kumm hatte, dem sie des Nachts die Tür öffnete. Dergleichen Fälle kommen nicht selten vor. Katchen mußte erzählen, wie sie

gerade nach Astrigan komme. Sie tat's denn auch ohne Scheu und bat, mit ihr gut zu sein. Sie wollte treu arbeiten, und ans Heiraten denke sie überhaupt nicht mehr. Frau Belz bot ihr fünf Rubel als Lohn für den Anfang, und was es für Arbeit gab, mußte getan werden. Nach einiger Zeit bekam die Frau Schulmeister einen Brief von ihrer Schwester, worin sie herzlich dankt für die gute Magd, die sie ihr geschickt. Sie sei überall zu gebrauchen, sei rein, ordentlich und stets freundlich, auch die Kinder hängen schon sehr an ihr. Auch ein Brief von Katchen an ihre Eltern lag dabei, den die Frau Schulmeister dem alten Adam brachte und auch vorlas: Liebe Eltern, dieser Brief ist geschrieben von eurer Tochter in Astrigan, und es thät mich freuen, wenn euch mein Brief bei guter Gesundheit antreffen thät, und ich bin dem lieben Gott zu danken auch noch schön gesund, welche Gesundheit ich euch auch wünschen thu. Liebe Eltern, seid scheen gegrüßt von mir und grüßt auch mein Andruschke, meine Brieder Johannes und Conrad und die Schwägerin mit ihren Kindern, die Wees Narik und den Vetter Heinrich und alle, die nach mir fragen. Mir gehts gut, und ich bekomm 'nen guten Lohn, und wenns Andruschke mal groß is, soll er auch Bäcker werden und bei mir wohnen und den Scheidemann sollt der Deiphänger holen; ich bin froh, daß ich ihn los bin. In herzlicher Liebe eure Tochter Katche. Die Frau Schulmeister hatte vorgelesen, und der Vetter Adam und seine Alte nickten dazu: Ja, ja, so ists doch besser. Der Scheidemann soll 'nen arg schlechter Mensch sein, die Mutter seufzte: aber ihr scheen Bettsache leie jetzt do. No, Mutter, deß kanns Katche auch so brauche un's Andruschke braucht auch mal was. Die Mutter meinte schüchtern: Vielleicht findet sich doch noch einer fier see. Da warf ihr der Vater einen finstren Blick zu: Du nehmst, glaab ich, aach nen Ruß, wann's Katche nur 'nen Mann kriegt.

Es vergingen wieder mehrere Jahre. Von Katchen kamen Briefe, daß es ihr gut gehe. Als Andruschke konfirmiert werden sollte — zu Pfingsten war's — kam Katchen selber. Ostern hatten sie den alten Adam begraben; die Großmutter war auch schon recht hinfällig, so konnte das Andruschchen leicht abkommen. Die andren hielten ihn nicht; sonst ging er später mit ins Teil. Da nahm ihn 's Katchen mit.

„Liebe Schwester, schon lange wollte ich dir schreiben. Es ist eben immer viel zu thun; die Mädchen sind alle aus dem Haus; nur's Lieschen haben wir noch; die wollen wir auch nicht hergeben; da soll einer als Tochtermann in's Haus; und ich mein, ich weiß, wer's ist. Der Andruschka ist ein rechter Mann geworden. Die Bäckerei leitet er schon fast allein. Mein Alter ist nur noch so nebenher. Du weißt, liebe Schwester, mein Alter war nie 'nen Geschäftsmann, und wäre ich nicht gewesen, hätten wir jetzt nicht das schöne Geschäft und noch Geld in der Bank. Unser Lieschen bekäm auch einen reichen Mann, wie unsere andren Töchter; aber wo soll das Geschäft und wir hin? Die Katchen verkäuft meist in der Bäckerei; der sieht man's Dorf nicht mehr an. Wir kommen gut miteinander aus. Zur Hochzeit kommst du und dein Alter her. Das Geld zur Reise schenk ich euch, und wenn du deinen Karl, meinen Vetter, in unsere Bäckerei thun willst, bring ihn mit. In Liebe, deine Schwester Belz."

Die Gasse ruff und nunner

Heimweh hatte ich bekommen nach meinem alten Heimatdorf; darum machte ich mich auf den Weg, die Stätte zu besuchen, wo meine Wiege gestanden, wo ich meine Kinder- und Jugendjahre verlebt. Vor dem Dorf ließ ich den alten Russen anhalten, der mich von der Wolga hierher gebracht, hing meinen Ranzen auf den Rücken, nahm den Stock in die Hand und wanderte klopfenden Herzens ins Land meiner Sehnsucht. Fünfundzwanzig Jahre waren es, seit ich von hier weggereist. Wievieles mußte sich da verändert haben; ich ging den Berg hinab durchs Tal an die Quellen, die durch ihr frisches, klares Wasser berühmt waren. Richtig, da waren sie noch, und sogar besser ausgebaut als früher. Da schoß das Wasser armsdick aus dem Berg, in den eine runde eiserne Röhre gesteckt war. Darunter stand ein ungefähr sechs Arschin langer und zwei Arschin breiter Trog, der beständig überfloß, da es fünf Quellen und auch fünf solcher Tröge gab, von denen das Wasser weiter ins Tal rieselte und einen Bach bildete, der immer breiter und tiefer wurde, der von der einen Seite das Dorf berührte, von der andren Seite an den Obstgarten entlanglief. Weiter hinter dem Dorf gabs Färbereien und Gerbereien. Alles an dem Flüßchen, das weiterhin zu einem Fluß anschwoll und kurzweg: die Langkumbe genannt wurde. Die Tröge, in die das Wasser aus dem Berg fließt, heißen Kumbe. Der Fluß wurde darnach der Langkumbe genannt. An diesen Trögen wurde die Wäsche gespült und das Vieh getränkt. Sogar die Heerden lagerten um die Mittagszeit in dem weiten Tal im Schatten der großen Weidenbäume. An alles das dachte ich beim Anblick der Quellen. Mir fiel ein, daß mal beim

Wäschespülen im Winter eine unserer Mägde in die Kumbe gefallen war, eilends heimkam, um sich umzukleiden. Schlimme Folgen hatte es nicht. Die Quellen murmelten ihre alte Weise; ich ging näher, bog mich herunter und trank am Rohr, wie ich es früher oft getan. Wie kalt und wohlschmeckend war das Wasser. Ich setzte mich auf einen Stein und sah mir alles herum an. Männer kamen nach Wasser, füllten ihre Fässer und fuhren langsam den langen Berg hinauf ins Dorf. Mädchen mit aufgesteckten Röcken, mit bunten Kopftüchern, die Trage, an denen die Eimer hingen, über dem Rücken, ließen das Wasser aus den Röhren in ihre Eimer laufen und gingen, miteinander schwatzend und lachend, wieder weg. Alles wie früher. Ich erhob mich, ging langsam den Berg über den Quellen hinauf und stand auf dem Marktplatz. Bude reihte sich an Bude; aber alles verschlossen; es war nicht Markttag. Da waren die leeren Plätze, wo die Weiber ihre Buden aufstellten, d. h. ein Tisch und ein Zelt darüber. Manche hatten Spitzen, Bänder, Knöpfe usw., andere wieder Süßigkeiten. Da war eine Bude, da handelte eine Russin mit Honigkuchen, die waren weit und breit berühmt. Dann noch flache Kuchen, die hießen Getatschte. Die schmeckten gut und waren billig. Hier verkauften die Russen Beeren, die wurden in kleinen Schüsseln abgemessen. Kirschen, Erdbeeren, Stachelbeeren, Himbeeren, Johannisbeeren und Brombeeren — ein Schüsselchen voll kostete einen Kopeken, und das Vergnügen genossen wir vom Juni bis August. Dann kamen Aepfel, Birnen und Pflaumen, Arbusen und Melonen. Es wollte gar kein Ende nehmen, — und alles unglaublich billig. Ein großer Wagen mit Arbusen kostete zwei Rubel. Im Herbst gabs ganze große Wagen mit Kraut und Kartoffeln, dann war das runde Jahr Fisch und Fleisch zu haben. Der Markt war einmal in der Woche, am Dienstag. In andren Dörfern

kams auf Montag oder Sonnabend. Da fahren dann die Händler mit ihren Waren eben von einem Dorf zum andren. Hier war der Markt immer am größten. Für mich war's immer ein schöner Tag, obs Sommer oder Winter. Wenn ich nur durfte, trieb ich mich mit meinen Kameraden immer zwischen Tischen und Körben herum; denn zu sehen gabs immer was. Ja, es war hier jetzt, so wie es früher war. Was leuchtete mir da so entgegen? — Ein goldner Adler? Also eine Apotheke auf dem Marktplatz und sieht ganz stattlich aus. Früher gab's auch immer eine. Der Apotheker zog aber immer herum und wollte es immer besser machen. Man sah es nur an ein paar staubigen Flaschen vor dem Fenster, daß es eine Apotheke war. Drinnen saß hinter Pfefferminz und Kastoröl ein halbbetrunkener Apotheker. Heute scheints anders zu sein. Weiter geh ich. Eine Monopolbude, — nun so etwas gabs früher auch, nur hieß es Kabak — und ich mein, der Inhalt ist der gleiche drinn. Da ist auch das Haus unseres alten Lehrers! Der war im Winter Gehülfe beim Schulmeister, und im Sommer hatte er eine Kleinkinder-Schule. Und auch ich half da einmal den alten Mann quälen! Er wollte uns das Kringelessen abgewöhnen, die wir an Markttagen von russischen Weibern kauften. Die Kringel waren schön knusprig und glänzend, wie mit Eiweiß bestrichen; der Lehrer erzählte uns allerlei, wovon die Kringel so glänzen sollten; aber wir ließen uns nicht verekeln und aßen ruhig weiter. Ich mochte den alten Lehrer sehr gern; Geduld hatte er mit uns allen viel und mit seinem Stöckchen drohte er nur. Nun ging ich die große Gasse hinunter zur Kirche, — welch schöne Häuser waren da — aus Backsteinen (Ziegel), rot angestrichen und Laden und Dächer grün! Manches Haus hatte ein Vorgärtchen mit großen Bäumen, manches war schöner geworden. Leute begegneten mir, grüßten, aber erkannten mich nicht; ich sie meistens auch nicht.

Da war sie die schöne, hohe, weiße Kirche, an die ich oft gedacht. Ich habe viele Kirchen gesehen, von innen und außen; doch meine ich, diese Kirche sei die schönste, mit ihren hohen weißen Säulen, wie ein Tempel des Herrn. Wenn die Glocken hoch oben vom Turm erschallen, ist's ganz besonders feierlich, — oder klingt es mir nur so — ? — Die drei Glocken werden auch ganz besonders geläutet: zum Gottesdienst zuerst mit der kleinen Glocke, nach einer halben Stunde mit zwei und weiter nach einer halben Stunde mit drei Glocken; dann beginnt der Gottesdienst. Wird Zeichen geläutet, daß Jemand gestorben ist — so wird bei Kindern dreimal kurz mit der kleinen Glocke geläutet, zwei, drei Minuten mit allen drei Glocken, dann wieder kurz mit der kleinen Glocke, — bei Erwachsenen ist anstatt der kleinen die große Glocke zuerst; sonst dasselbe Geläut. Wie ich so dastand, mir die Kirche und Garten besah, mußte ich an eine Geschichte denken, die mir als kleiner Bub hier begegnet war. Wir wohnten in der Nähe der Kirche, und ich trieb mich gern im Kirchgarten herum, schon der vielen Tauben und Schwalben wegen, deren Nester überall unter dem Dach und an den Fenstern zu sehen waren. Die Schwalben wurden besonders heilig bei den Leuten angesehen; ein Schwalbennest zu zerstören, oder Eier heraus zu nehmen, war eine große Sünde, und wir Kinder hätten so etwas nie gewagt, da dann die Kühe Blut anstatt Milch geben sollten. Und es wurden uns so viele Geschichten davon erzählt, daß wirs glauben mußten. Die Läuter waren eben auf den Turm gestiegen, den Sonntag einzuläuten. Da seh ich einen Mann mit einem elenden lahmen Pferd um die Kirche herumgehen, einmal ging er herum, dann das zweite Mal, wie er das dritte Mal ging, wußte ich schon, was es war. Der Mann kurierte seinen Gaul. Er mußte beim Läuten dreimal ungesprochen um die Kirche gehen; ich gehe in seine Nähe und

sage: „Der verreckt euch, Vetter.“ Da vergaß sich der Mann und sagte: „Da hocks, der läßt bleiwe.“ Gleich darauf sagt er: „Dunnerwetter; jetzt hen i doch geschwätzt.“ Ich aber war weg. Laut mußte ich auflachen, als ich so an alles das dachte. Da sagt Jemand neben mir: „Wer seid Ihr dann? Wo kummt Ihr denn her? Wo wollt Ihr denn hien?“ — Da sehe ich neben mir einen Mann von ungefähr 45 Jahren in alten Filzschuhen, in Hose und Hemd, eine kleine dicke Mütze auf dem Kopf und die Pfeife im Mund, ohne Bart und unrasiert — ein echter!! Wie er mich so neugierig betrachtet, plagt mich der Kuckuck, und ich sage, was ich oft als Knabe andren zugerufen: „Ich bin Herr von Drübenrüb — hab kein Geld, muß wieder nüb“. — das ist eine Redensart der Bergseiter der Wolga den Wiesenseiter gegenüber. Sieht mich der Mann groß an und ruft: „Deß kann nur der Franz sein; bist du's oder bist du's net?“ — „Jo, der sein ich und du bist der Dozi, ja?“ Antwortet der andre: „Jo! Na, wo kimmst du denn her, Franz?“ — Nun mußte ich erzählen und bat meinen alten Freund, mit dem ich so manchen Streich verübt, mich durchs Dorf zu begleiten. Ich wollte sehen, wies im Dorf geworden, und da konnte mir mein alter Freund die beste Aufklärung über alles geben. Dozi war ein gescheiter Kopf und ein sehr talentvoller Mensch; er hatte die Kirche aus Pappe und weißem Papier sehr ähnlich geklebt für meine Mutter als Nähkästchen, drei Pferde mit Schlitten und Fuhrmann aus Holz geschnitzt und bemalt. Mein Vater wollte ihn ausbilden lassen, starb aber bald nach unsrer Konfirmation; ich kam in eine Schule, und Dozi wurde Bauer. Sein eigner Vater dachte nicht daran, den Sohn unterrichten zu lassen; Mittel dazu hätte er schon gefunden, — schade darum! Aber ein echter Bauer kümmert sich nicht um Talente. Ackern und Stallmisten — das wußte er. Dann gabs noch einen Doktor, einen Pastor und Schul-

meister — und das andre sein Russen — und doar damit ist alles aus. In der Gaß — Dozi weißt du es noch — was wir hier alles getrieben? — „Deß glaab ich; nur denk ich nich oft dran." „Aber ich oft, Dozi." Da haben wir mit den Mädchen und Buben oft gespielt: Modder, Modder 's Tuch brennt — oder: Stuck, Stuck pallka na meßta oder im Frühjahr Lochbohnen. Ich hatt' die Preis'chen, Du die Fürchen, Schulmeisters Hannes die Braunchen, 's Jerjadems Lieschen die Schwälbchen genommen. Dozi lachte, Du waaßt noch alles. Mei Modder hatt immer gescholle, wann ich ehra die Bohne gekribbst hett un Deine aach. Scheen war's aber doch, Dozi. Wenn sie uns auch manchmal die Hosen stramm gezogen haben. Datscheln mit fünf runden Steinchen konnt ich wie ein Mädchen. Wo nur ein paar Mädchen saßen un datschelten, plumps — da lag ich schon und raus die Steine aus der Hosentasche! Den Schulmeister hab ich oft am Fenster stehn und lachen sehn. Einmal sagt er mir: Mach dich nur lustig, Jung. So war ich auch; später wird man von selber stiller und ernster; das bringen die Jahre. — Sell is aach wohr, Franz; deß hon ich aach schon gespürt; mei Kin sein net so; deß is a ganz annersch Gelichter alleweil. So wie mir gespielt hun, deß tun's alleweil net meh. Nun Dummheiten haben wir genug angestellt, Dozi. Drei Ritze rote Aeppelcher — wie bitter schmeckt der Kern; ei, ei was sieht der Dozi die Ammerie so gern. Sie blinzelt mit den Augen; er tappelt mit dem Fuß; ei, ei was wird sie lachen, wann er sie nehma muß, sang ich und Dozi lachte. Und grad so is es komma, ich mußt die Ammerie numme. — Den Pastor wollten wir anführen — 's hat's ihm aber aaner gesteckt; da sein wi zwischen Licht und Dunkel hingange; meer wars anerlei. Das schon meener passiert und coppliert waren wir aach so. Da sah ich, daß mein Freund ein ganzer Bauer geworden war; früher hätte

er weder so gedacht noch gesprochen. — Hier war die Färberei früher; da steht nun ein stattliches Haus. In der Färberei haben wir manchen Unsinn getrieben; es gab einen Narren im Dorf — Peter. Er war sonst ruhig, ging von Haus zu Haus betteln, liebte sich immer in die Wärme zu setzen. Einmal kam er in die Färberei; da war der große Färberkessel leer; aber noch warm, setzt sich der Peter in den Kessel und streckte Kopf und Beine oben raus, macht der Hallunk von Färber Feuer unter den Kessel und läßt den Peter drinn sitzen. Dem Peter wirds warm und immer wärmer, und er freut sich darüber. Plötzlich aber wirds ihm doch zu toll, schreit, kann aber nicht heraus. Bis denn der Färber dazu kam, dem Peter heraushalf, war er ganz leise angebraten. Mein Vater, der davon hörte, machte dem armen Kerl eine Salbe zurecht und Mutter mußte alte weiche Leinwand dazu hergeben. — Einmal hatte die Jugend dem armen Dummen vorerzählt: beim Pastor im Brunnen stehe ein großer Topf mit Schnittsuppe, den solle er sich holen. Eines Abends, als alles schlief, ließen den Peter auf seine Bitte wirklich einige Taugenichtse am Strick in den Brunnen. Da saß er im Eimer im Wasser, das zum Glück nicht tief war; und die bösen Buben rissen aus. — Der Peter, der die Schnittsuppe natürlich nicht finden konnte, fing an zu schreien. Da hörte ihn der Knecht, der noch spät nach den Pferden sehen wollte und zog ihn mit großer Mühe heraus. Getan hat's ihm sonst nichts. Zum Begräbnisschmaus ging der Peter immer. Ein andrer Narr — Lex — ging zu den Hochzeiten. Wehe, wenn sich einer wagte, dem andren ins Gehege zu kommen! Da gabs dann Schlägerei. Peter gehörte zum Begräbnisessen, Lex zum Hochzeitsschmaus! Dazu machten beide auch die nötigen Gesichter. Peter stöhnte und machte ein trauriges Gesicht, Lex lachte und trudelte dabei. Zwei Taubstumme, aber kluge

Männer, gab's auch. Die arbeiteten fleißig; sie waren Zettler bei einem Sarpinka-Fabrikanten. Wir Knaben hatten unsren Spaß mit ihnen. Wenn die Zettelrahmen frei waren, ließen sie uns darauf sitzen und drehten uns, bis uns übel wurde. Woran man doch als Kind seinen Spaß hatte!! Dozi lud mich zum Essen ein. Seine Annmerie wollte heute Klöße kochen — auf beide war ich neugierig — so ging ich mit. Nicht weit von der Kirche hatt er sich ein Häuschen gekauft, welches ich auch kannte. Der Hof war groß, eine Scheune, ein Stall und Backhaus und Küche waren da. Das Wohnhaus hatte zwei Stuben und eine Küche. Wir kamen zur rechten Zeit. Die Annmerie, die ziemlich dick geworden war, schöpfte grad' die Klöße auf: Guck der den mol an, sagte der Dozi, auf mich deutend. Annmerie drehte sich um und machte dumme Augen. Was klupscht dann so? sagte der Dozi. Kennst dann den net? Drei Ritze rote Appelche — wie bitter schmeckt der Kern — — weiter kam ich nicht. „Der Franz" — schrie die Annmerie und lachte Tränen. 'Rai, 'rai, 'rai, sagte Dozi, die Klees wern kalt. Wir traten in die Stube. Wie ich sie vor 25 Jahren gesehen, war sie noch. Nur ein andres Himmelbett stand darin. Die lange rote Bank, der weiß gescheuerte Tisch, die Kiste mit Blumen bemalt, Balsaminen und Krauseminze am Fenster, die alte, fast schwarze Uhr und an der Türe der Kalender: Januari, Februari, usw. Nebenbei die aufgemalte Arschien, die in halb und viertel geteilt war. Hier hatte früher ein Schneider mit seiner Frau gewohnt; die waren meine guten Freunde gewesen; der alte hatte mir manches Loch zugenäht, von dem meine Mutter erst erfuhr, als die Strafe schon verjährt war. Mich überwältigte schier die Erinnerung! Da brachte die Annmerie eine dampfende Schüssel mit Klößen, Ein Geleg Kraut, ein Geleg Klöße, dann wieder Kraut und dann wieder Klöße, usw., bis oben gebratener, in kleine

Würfel geschnittener Speck kam. Zwei dralle schüchterne Mädchen kamen mit Milch und Brot. Rote Schüsselchen mit Holzlöffeln standen auf dem Tisch. „Bitte, setzen se sich nur," sagte Annmerie. „Tu dir keinen Zwang an für die paar Stunden, wo du mich siehst. Für dich und deinen Dozi bin ich immer der Franz." Nun gings los. Mir lief das Wasser im Munde zusammen. Klöße liebte ich früher und hatte auch eben Hunger. Dozi sprach laut sein Tischgebet; die Klöße schmeckten gut. Neues wollte Annmerie von mir hören. Da ich nichts wußte, und wir beim Essen nicht gut reden konnten, unterbliebs. Nach dem Essen trugen die Mädchen alles wieder in die Küche, und die beiden Alten setzten sich breit zurecht. Der Dozi braunte die Pfeife sofort wieder an und spuckte nach allen Richtungen, was die Annmerie sich verbat. „Sei doch anständig, tu deine Pfeif weg un hör uff zu spenze; siehste de, der Franz hat so Untugenden net an sich." Ich wollte dreinreden; aber jetzt tat der Dozi nicht. Da sah ich ein Bild an der Wand; es war früher auch beim Schneider; es solle eine gar hohe Person sein und noch aus Deutschland stammen. Ich könne es gern haben, meinte der Dozi. Und ich versprach ihm eins, das ihm besser gefallen würde. „Dozi, kennst de die Gassenlieder noch, frug die Annmerie. Welle maanst denn du, Franz; die woll: Kieh komme, Schelle Blume Hei in die Krippe, Milch in die Dippe, Speck un Eier in die Pann, Bist de rechte Ackersmann. Das kann ich noch, Annmerie, Weißt du noch was? — Gell a Fastnachtsliedche? — Nu los: Ei, du liebe Fasenacht, kimmst denn du schon wieda. Verm Johr hab ich keinen kriegt; deß Johr auch schon wieder nicht. — Kenn ich auch noch. — Nu woll deß? Wenns Kirweih is, wenn's Kirweih is, da schlacht mei Vadder ei Bock; do danzt mei Modder, da schwänzelt ihr der Rock. — Was singen denn die Buben auf der Gass'? Ach, nix meh.

Früher do warsch annerschter; do hot man sich vors Tor gesetzt und hot Gottes Lieder gesunge, so Sunnabens oder Sonntags. Aber alleweil is alles hochartig. Die Prostoie dienen, die Raiche hocken in de Stub un de Made han imma ka Zeit. — Du, Annmerie, fragte ich, wie war denn das Liedchen, das die Gasse ruff un runner ging. — Annmarie war gleich dabei und sagte: Der Pastor hat drei weißa Schimmel; do fährt er gradewegs in'n Himmel; der Schulmeister hat sein Brainche noch; der kimmt druff dem Pastor net noch. Der Doktor macht viel Kranke dod; bei den machts Sterbe kaine Not. Da ist der Bopp, der große Mann, der immer alles und doch nix kann. Der Stratz, der geht die Gass' nuff un hebet jeden Blatter uff. Baßt acht, jetzt sing ich euch was vor: Bei's Rothe is ein neies Dor. Wollt ihr wisse, was bei Fischers is, de hen schon lang ihr'n Stall nich gemist." — „Das is woll noch lang, Annmerie?" frug ich. „Freilich, do muß jo das ganze Dorf dron." — Ich mußte lachen: Großartige Poesie. — Nun meinte Dozi: Garschtig warn di Buwe sellemal aach. Ich gung bei de Annmerie un hun mich um kaana sunst gekehrt. — Ein altes Paar, das viel brummte über die Jugend, haben sie beim Heimgang von der Netzelsuppe an die Quelle geführt und mit dem Gesicht in die Kumpe getaucht. Dazu riefen sie: Gefresse habt ihr; jetzt sauft aach. Solche und tollere Streiche wurden und werden noch gemacht. Die alten Leute lachen dazu —, so hen mersch grod gemacht, heißt's; und die Ausdrücke, wenn sie von einem neuen Streich hören, sind gewöhnlich: 'sein's jo Drache —! Annmerie wollte mir noch viel erzählen; aber ich hatte genug. Und Dozi sagte unwillig: Annmerie, redtste scho wiede; host vergesse: Die Küh wo die dreckigste Schwänz hon, schla dermeist um sich. Annmerie wurde rot. — „Nu, er wollt's doch hören, der Franz." — Ich brachte die Rede wieder ins rechte Geleise; dann mußte

ich noch Kaffee trinken und Muuskuchen essen. Den liebte ich früher auch. Das ist Arbusensaft mit Mehl verrührt, auf flache Kuchen gestrichen und gebacken. — Nunnerie versprach zum nächsten Tag, Hefenklees mit Schnitzbrieh zu kochen — oder Kraut — und Fleisch und Kartoffelbrei — oder Semmeta. Alles frühere Genüsse, die mir nicht so recht schmecken wollten. — Der Dozi wollte mich bei meinen Spaziergängen durchs Dorf begleiten; aber ich wollte unbemerkt und mit meinen Gedanken allein sein. Gerade um die Ecke stand noch ein altes Haus, ganz wie früher. Nur ein paar Stützen waren angebracht, um das Tor vor dem Umfallen zu bewahren. Vor dem Hause war noch der alte Zaun, nur geflickt. Von da ging es den Berg hinunter; da war auch wieder eine Quelle; da bildete sich ein kleiner Bach, über den man bequem springen konnte. Sogar die alten Frauen mit ihren Spinnrädern kamen immer glücklich hinüber, wenn sie zur Bienenmutter in die Spinnstube gingen. Die alte Bienenmutter hatte eine große Stube für sich; das war nun sehr bequem; und es war oft am Abend die Stube voller Frauen mit ihren Rädern; es wurde gesagt, die Räder sollen oft stillgestanden haben, aber die Mäuler nie. Gegen neun ist dann immer einer der Ehemänner mit einem großen Schlitten gekommen und habe die Klatschbasen, die weiter wegwohnten, mitgenommen. Im Sommer wurde nicht gesponnen; da hatten die Spinnerinnen immer in den Gärten zu tun oder die kleineren Kinder zu hüten, da die Mütter imer sehr beschäftigt waren. Vor dem besagten Haus an der Ecke war ich auch oft; da wohnte unser Schuster, der später nach Amerika auswanderte; der hatte eine sehr lustige Frau, die früher bei uns Stubenmagd war. Die „Bettel" hatte immer den Kopf voller Dummheiten; rief sie die Gesellen zum Essen und hatte Käsnudeln, so rief sie, so laut sie konnte: Geht rüber, ihr Käsnudeln, die Leit werden kalt. Einmal

fuhr sie mit ihren Nachbarsleiten ins Feld; jeder hatte seinen Brotsack mit; als es zum Essen ging, meinte sie: „Erst eß ich mit euch, dann eßt ihr mit mir — Brot 'n Moagoa. In der Meinung, die Bettel habe Brot und Magen, d. h. Schwartemagen, nötigten die Leute sie zu ihrem Mitgebrachten, Brot, Gurken, Eier usw. Als das alles war, nahm Bettel ihr Brot, legt's hin und sagte: „Nu wolln wi in'n Moaga esse." Alle machten große Augen, mußten dann aber doch lachen. — Dem Bächlein ging ich nach, stieg dann links den Berg hinauf, rechts über die Brücke, und kam auf eine große Straße. Es gab da viele schöne, große Häuser, auch Sarpinkabuden. Das Geklapper der Webstühle hörte man aus allen kleinen Häusern; aus den großen Häusern hörte man das Gesumme der Zettelrahmen. Barfüßige Buben und Mädel liefen auf der Gasse herum. Ich wollte sie einiges fragen; aber sie machten erst dumme Gesichter und hielten sich dann die Augen zu. Nun ging ich die Straße hinunter ans Ende des Dorfes. Da machte die Langkumpe eine Biegung und ist ziemlich tief und breit. Eine Brücke führt hinüber ans andre Ufer. Eine Schmiede stand da früher; heute aber sind Gärten angepflanzt. In der Schmiede, sagten die Leute, soll es früher nachts umgegangen sein. Der Schmied war ein wüster Geselle; zur Kirche ging er nie; er soll zum Pastor gesagt haben, er wäre lieber ein Schwein als ein Mensch, und wenn er mal gestorben wäre, könnte man wenigstens Seife aus ihm kochen. Wenn die Frösche im Wasser quakten, warf er Hammer und sonstiges Arbeitsgerät hinein. Donnerte es, so machte er die Faust gen Himmel und fluchte. Die meisten Leute hielten ihn für verrückt. Selbiger Schmied kam beim Beschlagen eines wilden Pferdes ums Leben. Nun, sagen die Leute, gehe sein Geist um; und die Schmiede wollte keiner haben. Da das Land so nahe am Wasser war, wurden Gärten angelegt. Den Berg hinter den Gärten, der sich

längs dem Wasser hinzog, stieg ich hinauf; da waren früher die Gemeindemagazine — Getreidespeicher — und weiterhin die Windmühlen. Die fünf Magazine wurden von einem Wächter, der halb blind und taub war, bewacht — Peter Roch hieß der alte Mann, wurde aber kurzweg Petrucca genannt. Die Jugend verhöhnte den Alten und ärgerte ihn oft. An einem Abend führten sie den Petrucca die hohe Treppe eines Magazins hinauf und setzten ihn oben hin; herunter konnte er nicht allein. Unten spielten sie dann seine Beerdigung, trugen seinen Tulup (Mantel), den er gegen Unwetter mit sich hatte, und einer sagte vor: Das Lied 1113: Das alt Petruckche werd begrobe, stinkt wie'n Robe.— Die Burschen sangen die verschiedenen Verse laut, immer vor dem Magazin hin und her gehend, wo der Alte oben saß. — Nachdem mehrere Male Getreide gestohlen war, mieteten sich die Bauern einen jungen Wächter, und das alte Petruckche hatte Ruh. Die Magazine waren nun auch weg; sie standen am andern Ende des Dorfes. Ich besah mir die Gärten, die noch ganz alter Art waren. Dieselben Apfelsorten, einfache Birnen, Nutzel genannt — nichts Neues. Gemüse gab es außer Bohnen nicht, und die gab's auch früher schon. Als ich wieder über die Brücke zurück ins Dorf gehen wollte, sehe ich zwei kleine Buben am Geländer stehen, den Rücken mir zugekehrt, und zanken sich. Da ruft einer dem andern zu: Mach da Meulchen zu, dei Herzche werd kalt. Da ich darüber laut auflachen mußte, drehten sich die beiden um. Mich sehen und ausreißen war eins. Wie die Leute wohl selber geworden waren? — Ich muß mir von der Annmerie doch noch allerlei erzählen lassen. Meine Uhr und meine Knochen sagten mir, es sei bald Zeit zur Ruhe. Dunkel wurde es auch schon, die Kühe mußten kommen, und dem Staub ging ich gern aus dem Weg. Gerade als ich vor Dozis Haus kam, sah ich die erste Kuh in einer Wolke daher trap-

pen. Annmerie schlug eiligst die Fenster zu, und ich machte, daß ich ins Zimmer kam. Dozi saß auf dem Tritt, zog an seiner Pfeife und speizte nach allen Richtungen. Bei meinem Erscheinen steckte er die Vielgeliebte weg. Auch die Spuckerei hörte auf; denn er wußte noch aus alten Tagen, wie ich darüber dachte. Ich bat mir ein Glas Milch bei meiner Wirtin aus und legte mich in mein Bett, das mir künstlich aus zwei Bänken, Federbetten, Kissen und Decken hergestellt war. Ich war totmüde und schlief, ehe ich noch ordentlich lag. Fest und traumlos war mein Schlaf. Als ich erwachte, schien die Sonne durch die Ritze der Fensterladen. Alles war still; ich stand leise auf, kleidete mich an, tastete mich zur Türe, machte sie leise auf und wollte mich hinausschleichen. Da saßen die Frauen im Krilitz, jedes mit einer Arbeit. Acht Uhr war es! — und ich meinte, alle schlafen noch. Der Dozi war schon auf dem Markt und verkaufte Weißbrot, welches früh am Morgen gebacken worden war. Sie erzählten mir, es solle sich lohnen; sie hätten Brot und Fleisch davon. Es sind eben viele Leute aus andern Dörfern auf dem Markt; die sind froh, sich gutes, frisches Brot kaufen zu können, besonders in der Aepfel- und Arbusenzeit. Heute war Markttag, und ich machte mich nach gutem Kaffee und frischem Weißbrot auch dahin auf. Zuerst standen ganze Reihen Wagen derer, die zum Markt gekommen waren; weiterhin kamen Wagen mit Fleisch und Leder; direkt auf der Erde stand das hier gebrannte, rote Geschirr. Es war auch bei meinen Eltern viel gebraucht worden; es war gut zum Kochen, und besonders ein Schafbraten, mit Kartoffeln herum, wurde im Ofen sehr schön braun in solch einer länglichen Schüssel. Da sah ich auch meinen Freund Dozi stehen. Sein Brot war fast alles verkauft, und er wollte gerade mit einem Tischwagen frisches Brot holen.

Jetzt gehen alle Frauen in Sarpinka, das sah ich auf

dem Markt; früher war die Wäsche aus selbstgearbeiteten groben Leinen. Ich war ganz verwundert, als ich sogar mehrere Sonnenschirme sah, sogar Hüte und Handschuhe trugen einige. Nun, die alten Zeiten waren vorüber; es gab Post, Telegraph und Realschule. Als ich mir so alles angeschaut, ging ich wieder zur Annmerie zurück. Es hatte eben nach altem Brauch zum Mittag geläutet. „Grad uff de Tippel kimmst de," rief die Annmerie und stellte die Dampfnudeln mit Schnitzbrüh auf den Tisch. Den nächsten Tag wollte ich weiter wandern, aber es sollte die Beerdigung einer alten, bekannten Frau sein. Der wollte ich beiwohnen, und so blieb ich noch. Annmerie erzählte mir auf meine Bitte noch so manches; die Hochzeiten werden jetzt großartig gefeiert; die Braut und Brautschwestern tragen meist weiße Kleider, die Braut in weißem Kranz und Schleier, und früher war alles recht bunt. Getrunken wird viel und Karten gespielt. Bei Beerdigungen gibt's jetzt wenig Sträuße in'n Sarg, aber mehr Kränze auf 'n Grab. „Die Leute sind hochartig geworden," sagte mir die Annmerie. Dozi war auch Musikant und spielte auf seinem Hakbrett zur Hochzeit und Kerb auf. Da er oft in andre Dörfer geholt wurde, konnte er auch manches erzählen. Die Kerb soll mehrere Tage ganz doll gefeiert werden — und zuletzt gibt's Schlägerei. Gegen Abend ging ich mit der Familie auf den Kirchhof. Nun, ich muß sagen: da konnte ich meine Bauern wieder erkennen. Es waren wohl einige schöne Grabsteine, Gitter und Kreuze da. Im Frühling waren auch wohl mehrere Gräber zurechtgemacht worden, aber dabei blieb's auch. Ueberall Unordnung; Lämmer und Ziegen fraßen ab, wo etwas grünes Gras war. Man mußte über eine Bretterwand steigen, um hinein- und herauszukommen. Wie waren aber die Lämmer und Ziegen über die sechs Bretter hohe Wand gekommen? Wäre das große Tor nicht verschlossen,

würden hier Pferde und Kühe weiden. Dozi und andere meinten: „Jo, es is kaa Ordnung mehr im Dorf; des müßt der Vorsteher anderster machen!“ Wenn aber ein Vorsteher wirklich mal wollte, so würde das ganze Dorf auf den Vorsteher seine „neie Mode“, die er einführen will, gewaltig schimpfen. Plötzlich sagte eines der Mädchen: A Schischader scha — und lief einem grünen Eidechslein nach. Diesen Ausdruck hatte ich schon ganz vergessen. In andren Dörfern heißt die Eidechse: Schudeddera. Nun gingen wir über den traurigen Gottesacker und über die Wand an einer andren Seite und betraten die gegenüberliegenden Obstgärten. Mir wurde wieder wohler; die Oede hatte mich ganz traurig gestimmt. In diesen Gärten hatte ich als Knabe und Jüngling schöne Stunden verlebt. Oft war ich mit meinen Eltern und Geschwistern hier, in der schönen Blütezeit, oder wenn das Obst reif war. Auch mit meinen Freunden haben wir uns hier viel herumgetummelt; es gab einen alten, halbverrückten Wurzelmann, der sammelte Kräuter und Wurzeln. Seine Wurzel war Biwernell: Trinket fleißig Biwernell, sterbt ihr Menschen nicht so schnell. Das war sein Spruch; und man mußte ihm immer was abkaufen. Gab man ihm Geld oder Obst, dann erzählte er allerlei Geschichten, die die Leute lachend weitererzählten. Immer war er beim Kaiser oder bei einem hohen Herrn, der ihn zum Essen einlud. Da lag ein ganzes gebratenes Schwein oder Schaf auf dem Tisch. Die Teemaschine kochte auch immer, die Zuckerkuchen waren fünf Arschien lang, und Gabeln und Messer waren so lang wie die Mistgabeln, „daß man scheen über'n Tisch reicha kann,“ sagte der Alte. „Saratow,“ so wurde er genannt. Weil er, wenn er auch fünfzig Werst von Saratow weg war, und man ihn frug: Wo kommst du denn her? stets antwortete: Alleweil sein ich an Saratow vorbei gemacht. Der Kaiser, seine Frau und seine Kinner-

chen und Knechte und Mägde trinken viel hier von meiner Biwernell-Wurzel, und habe nie kaa Leibweh oder sonstige Leidenschaften nich. — Wir Kinder haben uns Spaß mit dem alten Mann gemacht. Dozi erzählte mir dann, der alte Mann sei an einem kalten Wintertag bei den Fruchtgärten erfroren aufgefunden worden. Gespenster und Hexen soll's noch im Dorf geben. Wer eine Hexe sehen will, muß am Karfreitag mit einem Ei in der Tasche, das ein schwarzes Huhn gelegt, zur Kirche gehen. Da sehe man die Hexen den langen Gang auf- und abtanzen. Die Ammerie lachte. Sie hab's mal versucht, hab aber nix gesehn. Beim Hinausgehen im Gedräng sei das Ei in ihrer Tasche zerdrückt worden und habe ihr ein neues Kleid ganz beschmutzt. Da habe ihr daheim ihre Mutter so eine „Husch" gegeben, daß sie beinah 'ne Hexe gesehen hätt'. Von einem Kirchhof ein Kreuz um zwölf Uhr nachts geholt, und ein Nagel herausgezogen, heilt die schrecklichsten Zahnschmerzen. Es getraut sich aber niemand auf den Kirchhof. Die alte Lusche, die die Brautkränze macht, die habe auch solch einen Nagel; für einmal auf den Zahn zu drücken mit dem Nagel, kostet nur fünf Kopeken. Manchem soll es schon geholfen haben! — Bei Krankheiten wird der größte Unfug getrieben, und wenn ihnen der Tod auf der Zunge sitzt, gehen sie zum Doktor. Wenn der dann auch nicht mehr helfen kann, heißt es: Ja, mer warn beim Docter, der wußt ebn auch nix. Schlangen- und Igelfett soll das Beste sein zum Schmieren. Eine alte Frau sagte einmal zu meinem Vater: Wenn ich die alte Franzen Meener geschmiert hätt, wär sie net gestorbn. (Die alte Franzen starb am Magenkrebs, da hätte das Schmieren wohl nicht viel mehr geholfen.) Wer eine Giftblase bekommt, muß sich so lang eine lebendige Krott uf die Bloos binne, bis die Krott net meh verrecke tut. Not is er dorch.— In der letzten Nacht schlief ich fest und traumlos. Die Sem-

meta hat mir nix geschadet. Wir hatten auch ziemlich lang aufgesessen und gesprochen. Die Beerdigung wollte ich doch nicht mehr mitmachen; es soll sein wie früher. Von dem Kirchhof geht's zum Leichenessen.; es werden alle dazu geladen. Fetter Schafbraten mit Kartoffeln, mit eingemachten Aepfeln oder Arbuse. Die schreckliche Hitze im Zimmer, gleichgültige Gespräche über Vieh und Aecker, und dazu ein betrübtes Gesicht machen, — nein, ich hatte gesehen, was ich wollte, und gefunden, daß innen in den Leuten nichts besser geworden war. Es hatte alles nur einen feineren Anstrich. Ich sagte meinen alten Freunden ein herzliches Lebewohl, legte heimlich der Annmerie etwas in ihre Kiste zum Dank, da beide jede Bezahlung ablehnten, nahm Hut und Stock und ging denselben Weg zum Dorf hinaus, den ich hereingekommen war. Die Quellen waren das Schönste, was ich zurückließ.

H 2.22 85

Deacidified using the Bookkeeper process.
Neutralizing agent: Magnesium Oxide
Treatment Date: JUN 2002

Preservation Technologies
A WORLD LEADER IN PAPER PRESERVATION
111 Thomson Park Drive
Cranberry Township, PA 16066
(724) 779-2111

HECKMAN
BINDERY INC.
MAY 85
N. MANCHESTER,
INDIANA 46962

LIBRARY OF CONGRESS
0 009 601 447 8